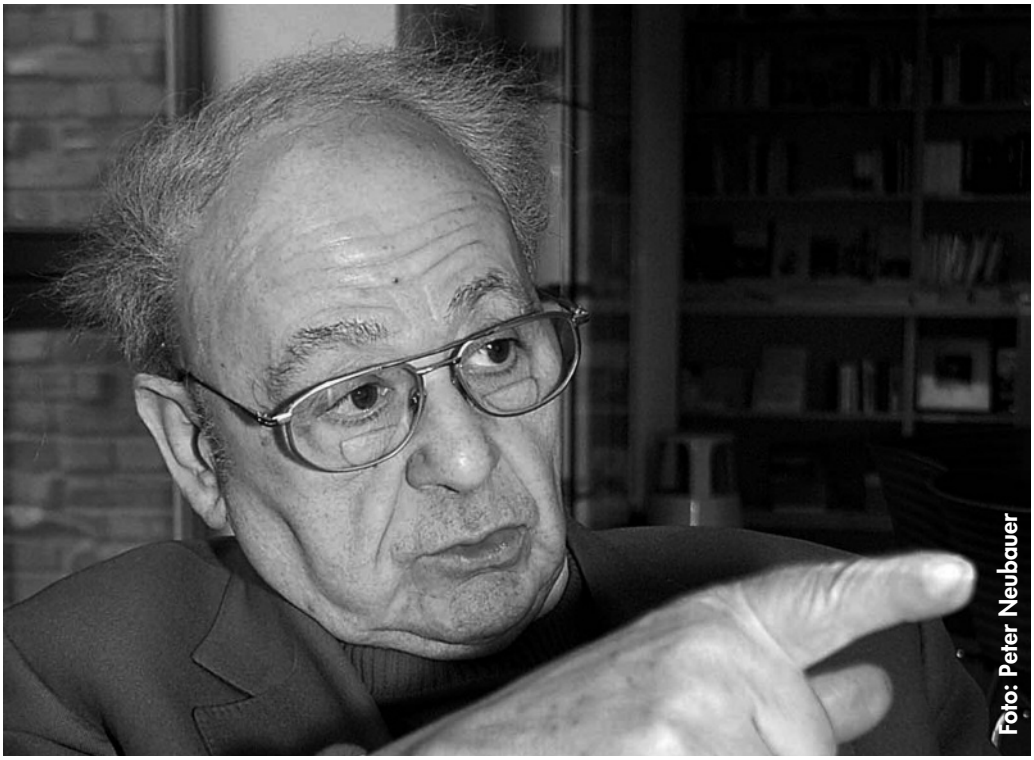
SCHALOM
ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN



Rolf Abrahamsohn wurde 90 Jahre alt! In einer gemeinsamen Geburtstagsfeier von Kreis Recklinghausen, Jüdischer Gemeinde Recklinghausen und Jüdischem Museum wurde dieser wichtige Wegbegleiter geehrt. Wir sind ihm dankbar für seine Hilfe, seine Offenheit gegenüber jungen Menschen, seine Zeugnisse – und wir sagen: »Möge er 120 werden!« – Eine der vielen kurzen Reden vom 9. März, die der »Heimatsucher«, auf Seite 3.

Inhalt

»Lieber Herr Abrahamsohn…«

Jewrovision 2015

Museumsrallye, Charosset und überall Nutella

Auf flinken Füßen durch die Heimat(kunde)

Jiddische Delegierte auf dem PEN-Kongress 1947

»Die Passion« von Otto Pankok

Eine nordirische Perspektive auf die deutschen Juden

Ein Eisendrath-Gebetbuch

»Wolkenbruchs wunderliche Reise«

…und mehr

מוזיאון יהודי וסטפליה
Jüdisches Museum Westfalen

2015 Juni

Nr. 76

Gedenken! Und dann?

In diesem Jahr wurde viel gedacht und erinnert: an die Befreiung der Häftlinge aus den Konzentrationslagern, an 70 Jahre Kriegsende und die Befreiung aus der nationalsozialistischen Herrschaft. Verschiedene und viele Feierlichkeiten an vielen Orten und in unterschiedlichen Ländern – Jahrestage gab es viele.

Aber, was bedeutet das eigentlich noch für Jugendliche und junge Erwachsene heute in Deutschland, die 3. Generation oder allochthone Jugendliche? Im Rahmen von Projekttagen und Filmdiskussionen zum Thema Nationalsozialismus stellen wir Besuchern ab etwa 14 Jahren in der Regel eine Frage, die darauf abzielt, warum sie sich damit beschäftigen (bzw. aus Schüler_innenperspektive sich damit beschäftigen müssen). Die Antworten auf diese Frage sind vielfältig, und natürlich ist eine oft genannte Antwort: »Damit wir uns daran erinnern und damit so etwas nicht wieder geschieht!«

Erfreulicherweise ist die Reaktion darauf in der Regel ein Selbstläufer, ohne dass wir selbst eine Gegenfrage stellen müssen. Andere Besucher_innen thematisieren Pegida und den IS, sprechen über Mord und Vertreibung von Menschen aufgrund ihrer Religion, aber auch ganz aktuell der erneut extrem ansteigenden Zahl von Flüchtlingen. Damit widersprechen sie oft ohne es zu merken der Aussage: »Damit so etwas nicht wieder geschieht!«

Und dann, mit etwas Unterstützung durch unser Team, kommt das Gespräch auch zu den Themen Ausgrenzung und Diskriminierung heute, in der Schule, im Sportverein, vor der Haustür. Jugendliche erzählen von eigenen Erfahrungen, etwa wenn der Fußball-Trainer immer antimuslimische Bemerkungen (»aus Spaß«) in Richtung eines Mannschaftskameraden macht, der dunkelhäutige Freund auf der Straße beschimpft wird oder dass die muslimische Schwester mit Kopftuch keinen Ausbildungsplatz bekommen hat. Es zeigt sich also, dass die jungen Besucher_innen durchaus Probleme in Deutschland, Europa und der Welt wahrnehmen und einen kritischen Blick auf unsere Gesellschaft haben – entgegen der Vorstellung, dass Jugendliche heute unkritisch seien.

Ein kritischer Blick reicht natürlich nicht, um Diskriminierung und sozialer Ungleichheit entgegenzuwirken. Wenn wir hier aber einen kleinen Anstoß zum aktiven Handeln geben können, haben wir viel erreicht. Wie sagte doch die Zeitzeugin Judith Altmann, als sie im September 2014 in unserem Museum war, zu den Jugendlichen: »Ihr seid für nichts verantwortlich, aber macht es besser!« Diese Frage gilt es sich im Gedenken an die nationalsozialistische Vergangenheit von Zeit zu Zeit selbst zu stellen.

Hoffen wir, dass die Gedenktage mit dieser Botschaft viele Menschen erreichen, damit sie zu einem »Gedenken! Und dann!« anregen.

▪ *Mareike Böke*

Aus dem JMW

Kontinuität und Wechsel im Museumsvorstand

Das Jüdische Museum Westfalen wird von einem teilweise erneuerten Vorstand in die nächsten Jahre gesteuert. Die Mitgliederversammlung des Trägervereins wählte in der vergangenen Woche den Vorstand neu und entschied sich für vier neue Köpfe (und drei Wiederwahlen). 1. Vorsitzender (und ehrenamtlicher Museumsleiter) bleibt Dr. Norbert Reichling; die stellvertretende Vorsitzende Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel ist ebenso weiter aktiv wie der Beisitzer Prof. Werner Springer. Hinzugekommen sind (im Amt des Finanzverantwortlichen) Hans-Dieter Kollecker, als Schriftführer Kurt Langer sowie die Beisitzer Dr. Jochen Rudolph und Josef Hadick. Den beiden jetzt ausgeschiedenen Vorstandsmitgliedern Bert Schreiber und Walter Vieth dankte die Versammlung herzlich für ihr großes und langjähriges Engagement.

Gruppenbild mit Dame – Der neue Museumsvorstand mit Kurt Langer, Josef Hadick, Werner Springer, Norbert Reichling, Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel, Jochen Rudolph, Hans-Dieter Kollecker, (sowie der ausgeschiedene Finanzvorstand Walter Vieth)

Der neu komponierte Vorstand wird große Aufgaben zu lösen haben: Trotz einiger finanzieller Konsolidierungserfolge der letzten Jahre – z.B. in Gestalt regelmäßiger Zuschüsse von Land NRW und Kreis Recklinghausen – ergibt sich mit dem Förderende des großen Projekts »Heimatkunde« seit 2014 erneut eine strukturelle Dekkungslücke, die mittelfristig auch die jetzige Minimalausstattung bedroht.

Vorstand und Museumsteam legten wiederum einen ausführlichen schriftlichen Jahresbericht 2014 vor, der über die Entwicklungen in Ausstellungen, Sammlungen, Pädagogik und Forschung, aber natürlich auch bezüglich der Förderer, Kooperationen, Finanzen und Perspektiven Auskunft gibt. Im Vordergrund der Berichte und Diskussionen standen die Ausstellungen, pädagogischen Angebote und Forschungsarbeiten rund um die Ausstellung »Heimatkunde«, die noch bis zum 17. Mai im Museum gezeigt wird. Besucherresonanz und fachliche Aufnahme dieser Ausstellung wie der gesamten Tätigkeit waren im letzten Jahr zufriedenstellend; auch die erste der beiden Pankok-Ausstellungen dieses Jahres (im März in der St. Agatha-Kirche) war sehr gut besucht.

»Lieber Herr Abrahamsohn…«

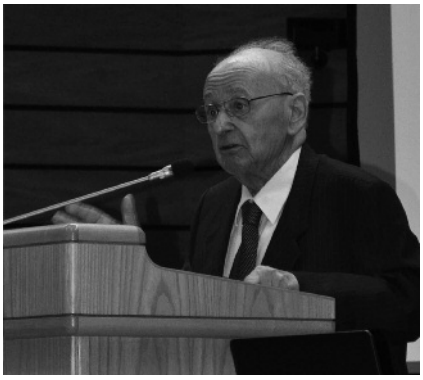
Anlässlich der Geburtstagsfeier für Rolf Abrahamsohn, die von Kreis Recklinghausen, Jüdischer Gemeinde Rekklinghausen und Jüdischem Museum in Recklinghausen am 9. März 2015 veranstaltet wurde, hielt Ruth-Anne Damm vom Verein »Heimatsucher« diese Rede.

Lieber Herr Abrahamsohn,

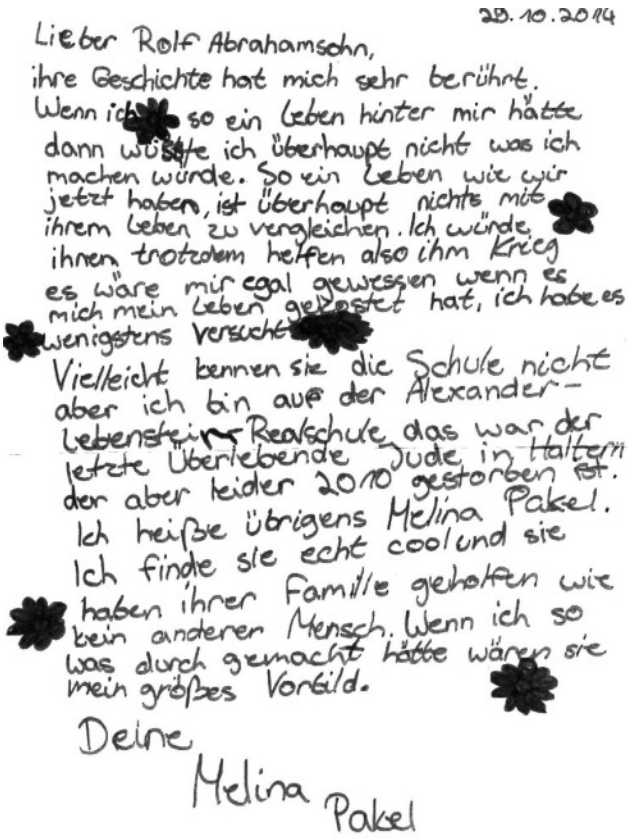
die Zeit ist knapp und viel ist bereits, anlässlich Ihres heutigen 90. Geburtstags, von meinen Vorrednern gesagt worden. Doch wenn es nur eines gäbe, was wir Ihnen sagen könnten, dann wäre es Folgendes: Wir haben Sie so richtig gern! Wir sind froh und unendlich dankbar, dass wir Sie kennenlernen durften.

Dass wir aufeinander trafen, ist mittlerweile gut über drei Jahre her. Seitdem telefonieren wir regelmäßig miteinander. Immer wieder bringen Sie mich zum Lachen – dann wieder zum Nachdenken und Weinen. Sie rufen an, wenn Sie einen neuen Witz für mich parat haben – aber auch, wenn Sie wieder die Nacht in Birkenau verbracht haben. In solchen Momenten finde ich selten Worte, die mir passend erscheinen. Sie berühren mit Ihrer Lebensgeschichte und machen mir immer wieder deutlich, dass 1945 geschichtlich zwar das Ende des Krieges markiert – nicht aber für Sie. Nichts wünschte ich mir mehr, als Ihnen einen Teil Ihrer schweren Last abnehmen zu können. Für Ihren Mut und die große Kraft, die Sie immer wieder aufbringen, um uns und anderen von der Schoah zu erzählen, bewundere ich Sie zutiefst. Ich weiß wie schwer dies für Sie ist, und dass es in Ihrem Leben einen Zeitpunkt gab, zu dem es Ihnen, verständlicherweise, zu viel geworden ist. Rabbiner Lubliner war es, der damals zu Ihnen sagte: »Abi, gib die Jüdische Gemeinde auf, die Stiftung gib auf, gib dies auf und das auf. Aber wenn Kinder Dich suchen, dann geh hin. Und wenn Du von 50 Kindern nur eins erreichst und das versteht, dass Juden nicht schlechter sind wie die Christen, dann hast Du viel erreicht.« Diese Worte bedeuten Ihnen viel und, Herr Abrahamsohn, ich kann Ihnen sagen: Sie haben schon viele, wirklich viele Kinder erreicht.

Ich kann Ihnen Ihre Last nicht nehmen, aber wir können uns diese Verantwortung teilen. Wenn wir bei der Arbeit von HEIMATSUCHER e.V. einer Schulklasse gegenüberstehen und Kindern und Jugendlichen von Ihrem Leben erzählen, dann denken wir an die Worte von Rabbiner Lubliner und fühlen uns dadurch bestärkt. Wir sind nicht Sie, aber wir können davon berichten, wie wir Sie als Menschen kennenlernen durften. Durch Ihre Lebensgeschichte fühlen unsere Zuhörer mit, beginnen zu verstehen. Sie helfen uns jedes Mal wieder, eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu schlagen.



So können wir zu »Zweitzeugen«, also zu zweiten Zeugen werden, Ihre Aufgabe fortführen, Geschichte für die Zukunft zu bewahren und daraus Lehren für das Heute zu ziehen. Wie sehr Sie auch ohne Ihre Anwesenheit immer wieder junge Leute berühren, drücken die Kinder am besten in ihren eigenen Worten aus:



28.10.2014

Lieber Rolf Abrahamsohn,
ihre Geschichte hat mich sehr berührt.
Wenn ich so ein Leben hinter mir hätte
dann wüßte ich überhaupt nicht was ich
machen würde. So ein Leben wie wir
jetzt haben, ist überhaupt nichts mit
ihrem Leben zu vergleichen. Ich würde
ihnen trotzdem helfen also ihm Krieg
es wäre mir egal gewesen wenn es
mich mein Leben gekostet hat, ich habe es
wenigstens versucht
Vielleicht kennen sie die Schule nicht
aber ich bin auf der Alexander-
Lebenstein Realschule, das war der
letzte Überlebende Jude in Haltern
der aber leider 2010 gestorben ist.
Ich heiße übrigens Melina Pakel.
Ich finde sie echt cool und sie
haben ihrer Familie geholfen wie
kein anderer Mensch. Wenn ich so
was durch gemacht hätte wären sie
mein größtes Vorbild.

Deine
Melina Pakel

In den Briefen, die uns Kinder jeden Alters für Sie geben, drücken sie ihr ehrliches und offenes Mitgefühl aus. Es tut ihnen leid, was Sie erleben mussten. Doch in fast allen Briefen steckt noch mehr: Am Ende vieler Briefe lassen sich Worte wie »Respekt«, »Bewunderung« und »Vorbild« finden. Diese kleinen Worte beschreiben die unglaubliche Leistung, die ein Überleben in sich trägt.

Herr Abrahamsohn, Sie sind für uns und die großen sowie kleinen Menschen, denen wir von Ihnen erzählen, ein Held – ein richtiges Vorbild. Und ja, ich weiß, Sie sind viel zu bescheiden. Sie wollen das gar nicht hören. Doch ich gebe hier nur Fakten wieder.

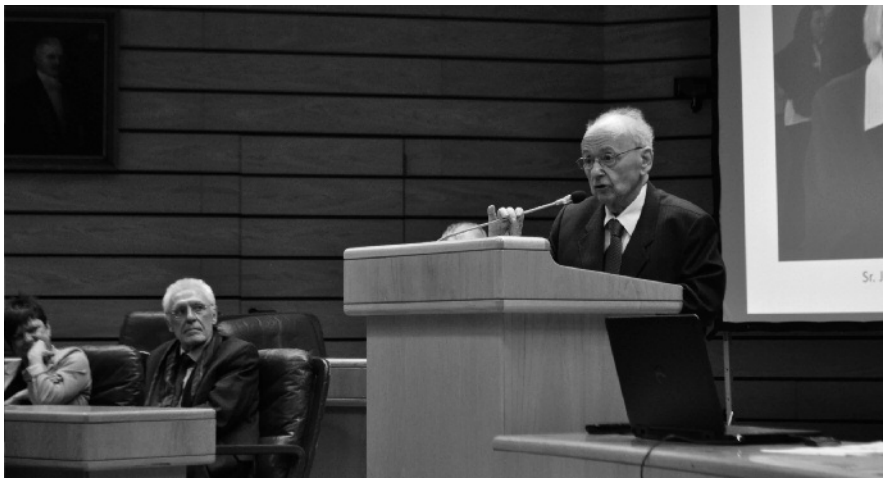
Wir danken Ihnen, Herrn Abrahamsohn, für jedes gewechselte Wort, jeden Witz mit dem Sie uns beglücken

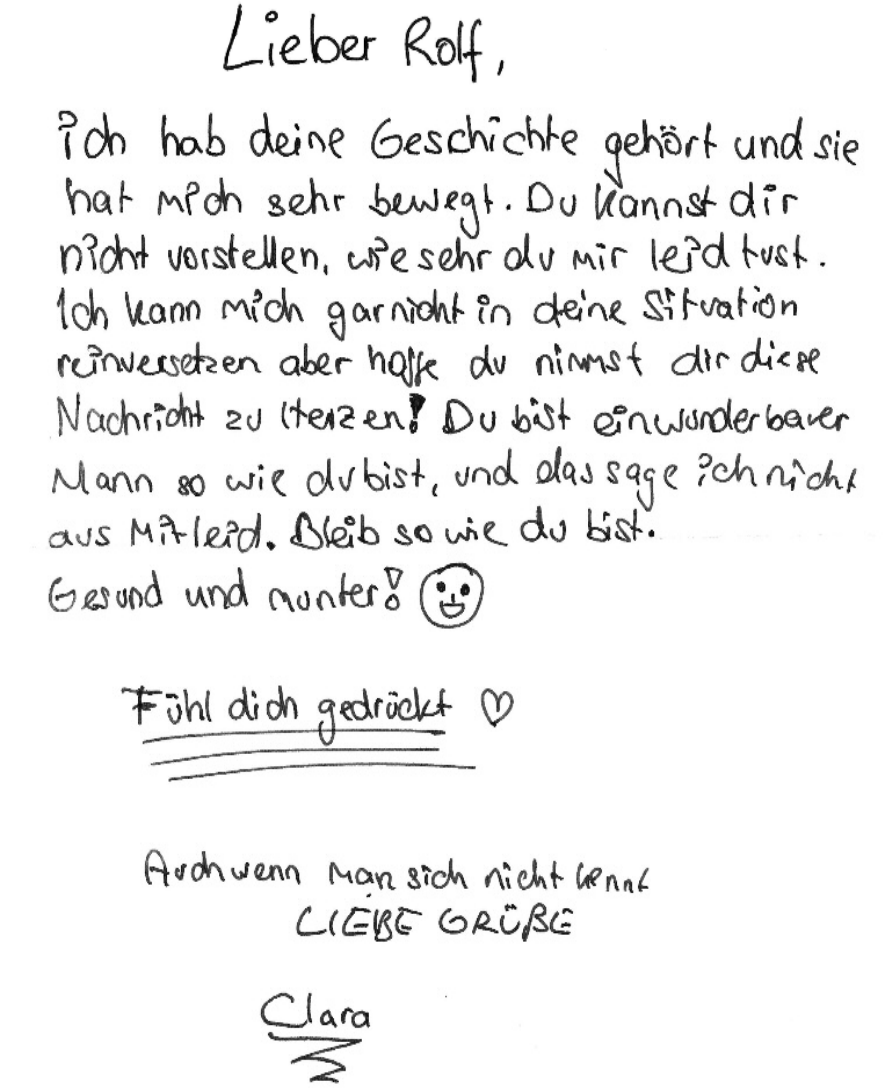
und den tiefen und ehrlichen Einblick, den Sie uns in Ihr Leben gewähren. Wir freuen uns auf viele weitere Jahre mit Ihnen, auf neue Anekdoten sowie auf das gemeinsame Fachsimplen über das letzte BVB-Fußballspiel und den aktuellen Kader. Sie haben einen ganz festen Platz in unseren Herzen!!

Und so möchte ich mit den Worten von Clara, aus der 5. Klasse enden:

Bleiben Sie so, wie Sie sind.

Ihre Ruth-Anne Damm
HEIMATSUCHER e.V.





Lieber Rolf,

Ich hab deine Geschichte gehört und sie hat mich sehr bewegt. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr du mir leid tust. Ich kann mich garnicht in deine Situation reinversetzen aber hoffe du nimmst dir diese Nachricht zu Herzen! Du bist ein wunderbarer Mann so wie du bist, und das sage ich nicht aus Mitleid. Bleib so wie du bist.
Gesund und munter! ☺

Fühl dich gedrückt ♡

Auch wenn man sich nicht kennt
LIEBE GRÜßE

Clara

Was sind die HEIMATSUCHER?

Der Verein »Heimatsucher – Schoah-Überlebende heute« ermutigt Schülerinnen und Schüler ab der 4. Jahrgangstufe, als Zeugen persönlicher Überlebensgeschichten der Schoah selbst aktiv zu werden. Eine von den Initiatorinnen konzipierte Zeitzeugenausstellung bietet die Grundlage, Geschichte kennen- und fühlenzulernen. Sie umfasst bislang 18 Porträts von jüdischen Überlebenden, die von ihrem Leben vor, während und nach der Schoah erzählen. So wird deutlich, wohin Diskriminierung im Großen wie im Kleinen führen kann. Der emotionale Einstieg sowie die Motivation zum Handeln geschieht durch die Initiatorinnen selbst. Sie motivieren die Schülerinnen und Schüler eine Überlebensgeschichte weiterzugeben und so zu Botschaftern der Zeitzeugen, zu »Zweitzeugen«, zu werden.

»All jene die zuhören, werden selbst zu Zeugen werden.« (Elie Wiesel) Deswegen erzählen wir die Geschichten über das Leben vor, während und nach der Schoah weiter, so dass Schüler ab der 4. Jahrgangsstufe zu Experten und schließlich zu Botschaftern einer Überlebensgeschichte werden. Sie hören zu, fragen nach, lesen und übernehmen selbst Verantwortung als »Zweitzeugen«. In Briefen an die Überlebenden können die Kinder ihren Gefühlen Ausdruck verleihen. So ermöglichen wir als Stellvertreter der Zeitzeugen eine persönliche Begegnung.

Wir arbeiten deutschlandweit intensiv mit Schulen zusammen: innerschulisch, durch Projekttage und -wochen mit vertiefenden Workshops, oder außerschulisch, durch didaktische Führungen beim Besuch der wandernden HEIMATSUCHER-Ausstellung.

Jewrovision

Ein Wettbewerb mit dem Blick in die Zukunft!

Nun wurde am 22.2.15 zum 14. Mal der mittlerweile größte jüdische Gesangs –und Tanzwettbewerb in Deutschland durchgeführt. Rund eintausend Teilnehmer und zweitausend Zuschauer aus ganz Deutschland sind Ende Februar für das Wochenende nach Köln gekommen, um ein Teil der bisher größten jüdischen Veranstaltung zu sein. Wenn man Teilnehmer und Zuschauer fragte, was sie von der Jewrovision halten, war die Euphorie nicht zu übersehen. Alle haben sich auf das Event das ganze Jahr lang gefreut! Und endlich ist es soweit! In dieser Menge von Jugendlichen findet man sofort neue Freunde und freut sich die alten zu sehen, die man von diversen Ferienlagern kennt.

Was zieht aber die Jugendliche wirklich an? Es gibt ja eine Menge anderer, unterschiedlicher Events, die in Deutschland jährlich stattgefunden haben. Warum erzeugt ausgerechnet dieser Wettbewerb bei den Kindern das Glänzen in den Augen?

Im Jahr 2001 fand die Jewrovision das erste Mal statt. Der Ausführungsort war Bad Sobernheim, wo auch viele andere jüdische Veranstaltungen regelmäßig durchgeführt werden. Der Grund für das Entstehen der Jewrovision war das Zusammenkommen der jüdischen Jugendzentren für eine gemeinsame Schabbatfeier. Die Jewrovision war das Abendprogramm nach dem Schabbatausgang. Die einzelnen Jugendzentren suchten sich ein Lied aus und mussten dieses Lied »performen«, ähnlich, wie beim Eurovision Song Contest. Doch im Vordergrund stand immer das religiöse Fest Schabbat!

Aber zu sagen, dass heutzutage die Teilnehmer immer wieder nur wegen Schabbat auf die Jewrovision fahren, wäre nicht korrekt. Doch es ist auch nicht der Wettbewerb an sich, was die Jugendlichen anzieht. Sondern es ist die Gemeinschaft, in der und mit der sich Jugendliche wohlfühlen. Man vergisst die Angst, Kippa oder Davidstern offen zu tragen. Man kann seine jüdische Identität frei ausleben, so, wie es auf den Straßen in den meisten Städten nicht möglich wäre. Jewrovision ist der Ort, an dem man sagen und leben kann, dass man stolz ist, jüdisch zu sein!

Genau dieses Gefühl, das Gefühl der Freiheit, spielt bei den Teilnehmern eine ausschlaggebende Rolle. Das Ziel der Jewrovision ist es, nicht nur einen gemeinsamen Schabbat mit vielen Jugendlichen zu feiern, sondern das Gefühl der Freiheit zu vermitteln, das diese Jugendlichen mit Stolz in die Zukunft tragen werden!

Das jüdische Volk lebt! Am Israel Chai! עם ישראל חי!

▪ *Anton Tsirin*

Boris Wolfson: »Ich war glücklich als ich dieses Gefühl noch empfinden konnte – jetzt habe ich es verloren.«

Patricia van den Brink: »Wenn ich nach England fahre […] ich fahre häufig zu der Straße, wo ich gross geworden bin, wo meine Eltern lebten. Das ist irgendwie für mich dann Heimat.«

Dr. Akiva Venig: »Heimat ist für mich ein Ort an dem ich sentimental werde, also vom Herzen her, gebunden mich fühle. Es muss nicht unbedingt der Ort sein, an dem ich geboren wurde.“

Zitate aus den »Heimatkunde«-Interviews

Museumsrallye, Charosset und überall Nutella

Oder: Woher kommt das Ostereier suchen?

Am ersten Dienstag in den Osterferien, am 31. März 2015, nahmen 12 Kinder zwischen 7 und 14 Jahren an der Pessach-Werkstatt im Jüdischen Museum Westfalen teil. Nach einem Kennenlern-Spiel besuchten die Kinder die Dauerausstellung des Museums und konnten ihre Fragen zum Judentum loswerden. Schnell zeigten die Kinder, dass sie schon allerhand über die Tora, den Aufbau der Synagoge und die verschiedenen Feiertage wussten. Dann ging es erstmal in den Garten, zum Fangen spielen und toben, auch für die Mitarbeiterinnen des Museums gab es kein Entkommen.

Anschließend drehte sich alles um den Feiertag Pessach. Pessach wird jedes Jahr im Frühling gefeiert. Es erinnert an die Befreiung der Israeliten aus der Sklaverei in Ägypten. Pessach beginnt mit dem Sedermahl (Seder=Ordnung), an dem symbolische Speisen gegessen werden, die an die Sklaverei, die Befreiung und den Auszug aus Ägypten erinnern. Eine der symbolischen Speisen am Sederabend ist die Süßspeise Charosset. Ein Fruchtmus aus geriebenen Äpfeln, Nüssen, Zimt, Zucker, Zitronensaft und Rotwein. Das Charosset wurde von den Kindern zubereitet – ohne Rotwein versteht sich – was dem Geschmack aber wenig schadete, wie sich schnell zeigen sollte: »Darf ich noch etwas bekommen?« und »Kannst du mir das Rezept aufschreiben?«, fragten die Jungs in der ersten Reihe. Neben dem Charosset konnte jedes Kind seine eigene Mazzen-Nutella-Lasagne »backen« und essen (Foto). Mazze ist das ungesäuerte Brot, welches Juden an Pessach essen. Es erinnert daran, dass beim Auszug aus Ägypten keine Zeit blieb, einen Sauerteig herzustellen, weshalb lediglich Mehl und Wasser gemischt wurde.

In der Werkstatt konnten die Jungen und Mädchen auch ein Memory basteln, das Personen, Gegenstände und Speisen des Festes zeigt und Sederteller aus- bzw. malen. Beides durfte als Andenken mit nach Hause genommen werden.

Schließlich machten die Kinder noch eine Rallye durch das Museum und suchten den Afikoman. Der Afikoman ist die Hälfte eine der drei Mazzen, die beim Seder gegessen werden. Traditionell wird dieses Stück im Haus versteckt und der Abend endet erst, wenn sie wieder aufgetaucht ist. In vielen Familien bekommt der Vater dieses Stück von den Kindern nur dann wieder zurück, wenn er es gegen Süßigkeiten eintauscht. Et voilà: Belegt ist es nicht, aber das könnte der Grund für's Ostereier suchen sein.

Als die Kinder abgeholt wurden, sagte eine Mutter: »Alle haben strahlende Gesichter!« – Für uns ein Ansporn zur Wiederholung.

▪ *Mareike Böke*

Impressum

Herausgeber: Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten
Redaktion: Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Anke Klapsing-Reich, Christina Schröder, Prof. Dr. Werner Springer, Mareike Böke
Anschrift: Schalom, Jüdisches Museum, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de
Email: info@jmw-dorsten.de
Erscheinungsweise: Zweimal jährlich im Eigenverlag
Layout: Leoni Buscher, Recklinghausen
Satz: Dr. Pascal Dietrich, Aachen
Förderer: Die Herausgabe von Schalom wird gefördert durch die Kreisverwaltung Recklinghausen (Druck)
Vertrieb: Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.

Auf flinken Füssen durch die Heimat(kunde)

Die Ausstellung »Heimatkunde. Westfälische Juden und ihre Nachbarn« wartete mit zahlreichen Exponaten und detailreichen Informationen auf, eine unerschöpfliche Fundgrube für die Besuchergruppen, die unter beflissener Leitung ihre Expedition aufnahmen. Viele der Gäste erinnerten sich des alten Schulfachs »Heimatkunde«, das, weil die Benennung allenfalls Spitzendeckchen auslegende Nostalgiker erfreute, in den 1970er Jahren zur »Geografie« mutierte und doch auch heute noch Grundschulkinder mit Geschichte und Kultur der engeren Region vertraut macht. Der Heimat-Begriff war damit zunächst mal ad acta gelegt, nach der NS-Zeit gehörte ihm sowieso ein langzeitiges Nischendasein. Inzwischen lässt sich mit ihm wieder entspannter umgehen. Natürlich kommt das Wort immer noch von ‚heim', hängt mit der Bindung an ein Haus, einen Ort, ein vertrautes Terrain zusammen: Ein »Heim« zu haben ist ein Grundbedürfnis des Menschen. My home is my castle. Aber Menschen verlassen auch ihre angestammten Burgen und begeben sich, freiwillig oder unfreiwillig, in die Fremde.

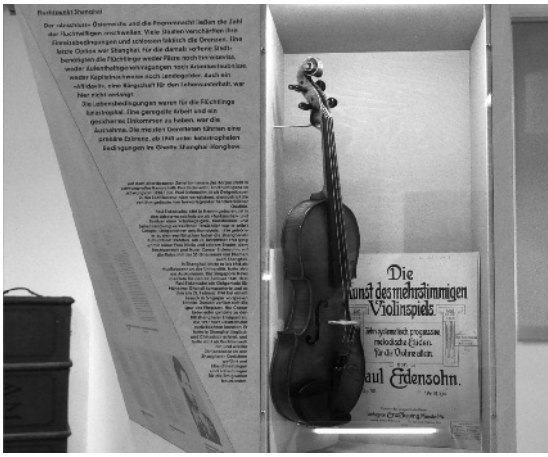
Im Fokus der Ausstellung standen so die Juden, die, vor allem im 19. und 20. Jahrhundert, im westfälischen Raum die Fremde zur Heimat werden ließen. Wie das geschah, sollte den Besuchern vermittelt werden. Eigentlich war alles, was die Macher der Ausstellung mühe- und liebevoll zusammentrugen, der Betrachtung wert. Dann wäre der auf 90 Minuten angelegte Rundgang allerdings zum Tagesprogramm geraten, Überforderung für die Wissbegierigen wie für die Informanten. Die Geschichte der jüdischen Wege der Integration, des friedlichen Miteinander von Juden und Nichtjuden, des Heimatverlusts und der erneuten Auseinandersetzung mit einer Heimat Westfalen musste deshalb im Zeitraffer vermittelt werden. Möglich war eine Einstellung auf eine spezifische Interessenlage, wenn Heimatvereine, Jugendgruppen, kirchliche Organisationen eine solche erkennen ließen. Im Vordergrund stand ansonsten das, was haften bleibt, und das sind, fernab präziser Jahres- und Zahlenangaben, die das engagierte Führungspersonal für den Fall der Fälle auf Karteikarten bereithält, immer noch die persönlichen Schicksale, an denen sich größere Bedeutungsstränge aufzeigen lassen.

Wir begannen mit einem Zitat, um das Problem der Heimat in der Fremde zu veranschaulichen. »Heimat ist, wo du nicht abseits stehst«, sangen die Kölner Paveier zur Karnevalszeit, aber diese These besitzt natürlich ihre überzeitliche Gültigkeit für alle, die schon immer da waren, für alle, die freiwillig dazukamen, für alle, die unfreiwillig Zuflucht suchten. Eingängig auch die Erinnerungen des Schriftstellers Arnold Bender, der 1934 die bedrohte Dortmunder Existenz zugunsten einer Bleibe in einem englischen Judenviertel aufgab und sich dort, wo er Sicherheit fand, extrem fremd und heimatlos fühlte. Der Textauszug machte den Besuchern deutlich, was eine Beheimatung unter Freunden, Nachbarn, Arbeitskollegen bedeutet, das alles in einer Region, wo die Familie vielleicht schon seit Generationen angesiedelt war.

Wenn es dann um jüdisches Aufenthaltsrecht geht, um Schutz- und Geleitbriefe, ist zuweilen ein Blick in die Geschichte vonnöten, 2000 Jahre jüdischer Diaspora in 2 Minuten. Und schon befinden wir uns in der Neuzeit, der Zeit jüdischer Emanzipation und gesetzlicher Gleichberechtigung, in einer Zeit, in der Juden im Kriegsdienst ihre Chance sahen, das »Vaterland« endlich als vollwertige Staatsbürger zu unterstützen und so die Heimatliebe unter Beweis zu stellen. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Feldpostbriefe von Otto Meyer, auf die Postkarte des Ernst Marcus, das Foto des Soldaten Menne Spiegel. Hier zeigt sich, dass die Präsentation nicht für größere Gruppen konzipiert ist, wenn alle das sehen wollen, wovon sie gerade hörten, dauert es etwas, die Postkartensammlung der Grete Weinberg wird en passant gemustert.

Nebenan heißt es »Auf gute Nachbarschaft!« Das Primizkreuz, Geschenk jüdischer Nachbarn für einen Neupriester, die guten Beziehungen eines Schuhmachers zur jüdischen Kundschaft, die Schwerter Schichte, die zum Festmahl ihren jüdischen Mitgliedern koscheren Schellfisch gönnten, bezeugen freundschaftliche christlich-jüdische Kontakte bis in die 1930er Jahre. Gegenüber erinnert die Kluft eines Handwerksgesellen an eine weltweit führende Firma für Berufsbekleidung, und die Gäste lauschen amüsiert dem gereimten Geständnis eines Maurers, der sich dank der Arbeitshose von Max Mosberg aus prekärer Lage retten konnte.

Etwas prekär wird es dann auch auf der Galerie, wo das weibliche Führungspersonal mit Zurückhaltung auf die sportiven Qualitäten westfälischer Juden verweist, die männlichen Mitglieder der Gruppe aber der Rennmaschine des Leo Steinweg unbedingt die



gebührende Aufmerksamkeit zollen möchten. Dabei wartet noch so viel in den weiteren Räumen, unter anderem, leicht verborgen, die Schützenkette aus Schermbeck mit der Plakette einer jüdischen Schützenkönigin, daneben die Helmköpfe aus Attendorn, die, von jüdischer Hand der Fronleichnamsprozession vorangetragen, einen über 75 Jahre virulenten Skandal auslösten. Peinlich berührt, denkt man

kurz über die aktuelle Diskussion über muslimische und homosexuelle Schützen nach und wendet sich dann mit neuem Frohsinn der skurrilen Katzenhasserfahne zu. Obwohl der Münsteraner Professor Landois einziges Mitglied des Vereins zum Zweck des Vogelschutzes blieb, liefert er doch den Anlass, des jüdischen Mundartdichters Eli Marcus zu gedenken, der seiner Zoogesellschaft angehörte. Zur aktiven Erinnerung werden den Gästen die beiden Marcus-Schuhgeschäfte empfohlen, deren Name blieb, wenn auch die Besitzer wechselten.

Einige Besucher, an Schuhen und am Plattdeutsch wohl weniger interessiert, haben sich bereits einer Geige aus Shanghai und einem Stillleben aus Briefen, Handarbeiten und Schlüsseln zugewandt, letztere Relikte des Kindertransports der Dorstenerin Ilse Reifeisen nach Schweden. Indem nun der thematische Aspekt zum Heimatverlust wechselt, stehen die anrührenden Exponate exemplarisch für die vielfachen und dennoch begrenzten Möglichkeiten, der Vernichtung in der fremd gewordenen Heimat zu entgehen. Für manche eröffnete sich eine Neue Heimat im Gelobten Land. Dafür stehen die Schlosserwerkzeuge der Familie Meyer, die der Gruppe demonstrieren: Hier hat sich eine deutsche Familie, die ihre Heimat verlassen musste, mit allem verfügbaren Lebenswillen auf eine fremde Welt vorbereitet, in der Hoffnung, dass sie die neue Heimat werden könnte – was in diesem Fall auch gelang. Von Heimweh, von der Sehnsucht nach der verlorenen Heimat künden wortlos und unmittelbar die Bilder des Jacob Pins, während die Dokumente einer verlorenen Heimatsprache sich der Begutachtung durch die Gruppe eher entziehen. Ohnedies werden spätestens jetzt erste Ermüdungserscheinungen offenkundig, aber da warten doch noch die Räume im Erdgeschoss! Die Frage, ob sich der dort weithin sichtbare Plural Heimaten verkraften lasse, spaltet kurzfristig die Gruppe; die Schicksale, an denen die Rückkehr nach der Shoa in eine fragwürdige Heimat demonstriert wird, zeigen sofort, dass es Wichtigeres gibt als grammatische Spitzfindigkeiten. Da geht es um das alte Tanzpaar, das, nach England emigriert, in der Heimaterde begraben zu werden wünscht, um den Regisseur, der, lebenslang heimatlos, auf gepackten Koffern sitzt, um die DP-Juden und die russischen Zuwanderer, schließlich, am Beispiel von Marga Spiegel und Imo Moszkowicz, um die Wiederannäherung an die verlorene Heimat.

Eigentlich sollten jetzt noch Bild- und Tondokumente zum Heimatverständnis heutiger Juden den Rundgang beschließen, doch dazu fehlt die Zeit. Einige machen sich zu einer individuellen zweiten Umschau auf, andere versprechen wiederzukommen, andere stehen in Grüppchen zusammen, zumeist Ältere, die Gesehenes und Gehörtes mit eigenen Beispielen illustrieren können. Die Guides, ermattet und zufrieden zugleich, zitieren zum Abschluss ein russisches Sprichwort: »Die ursprüngliche Heimat ist eine Mutter, die zweite eine Stiefmutter.« Ein Wort, das nicht nur für jüdisch-westfälische Biografien gilt. Darüber lässt sich auf dem Heimweg trefflich reflektieren.

▪ *Hanne Eisenbach / Reinildis Hartmann*

Wir suchen 100 Menschen, die ...

Förderkreis für das Jüdische Museum Westfalen ist gestartet

Unsere Arbeit wird von zahlreichen Menschen und Gruppen begleitet und gefördert: den rund 460 Mitgliedern unseres Trägervereins, den korporativen Mitgliedern (z.B. Kommunen der Umgebung), von Projektförderern und nicht zuletzt der Stiftung Jüdisches Museum Westfalen.

Aber leider müssen wir feststellen: Es reicht nicht! Obwohl die Qualität unserer Arbeit für die Regionen Westfalen und Ruhrgebiet und die besondere Atmosphäre des Hauses allseitig anerkannt sind, obwohl es uns auch gelungen ist, die regelmäßigen öffentlichen Zuwendungen ein wenig zu erhöhen, bleibt unsere minimale Ausstattung »prekär«.

Deshalb möchten wir 100 Menschen für einen neuen Förderkreis unseres Museums gewinnen – die ersten 20 sind schon überzeugt worden! Deren Förderbeitrag soll für nichtalltägliche Zwecke eingesetzt werden. Zum Beispiel für eine zusätzliche attraktive Wechselausstellung, für einen regelmäßigen Dialog mit Schulen, für ein kleines Forschungsprojekt oder für den Ankauf eines neuen Exponats. Ein Dankeschön-Paket für diesen Kreis umfasst u.a. einmal pro Jahr eine Einladung zu einer besonderen Veranstaltung des Museums .

Falls Sie sich vorstellen können dabei zu sein, würde uns das riesig freuen. Der jährliche Beitrag soll mindestens 250 Euro betragen. Bitte schreiben Sie uns dann einfach oder rufen an: brinkert@jmw-dorsten.de oder 0 23 62/95 14 65.

▪ *Herzlichst, Ihr Norbert Reichling, Ihre Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel*

Jiddische Delegierte auf dem PEN-Kongress 1947

Ein Dokument aus der Ausstellung »Heimatkunde«

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands mehr als sechs Millionen ehemalige KZ-Gefangene oder Zwangsarbeiter, sog. DPs (Displaced Persons), die in DP-Camps lebten. Für ca. eine Million von ihnen gab es bis Ende 1946 keine Möglichkeit, in ihr Heimatland zurückzukehren. Die letzten Lager wurden 1957 (Föhrenwald bei Wolfratshausen) und 1959 (Wehnen bei Oldenburg) aufgelöst.

Wenige Wochen nach der Befreiung 1945 bemühten sich engagierte ehemalige Häftlinge darum, erst hand-, dann maschinenschriftliche und später gedruckte Zeitungen herauszubringen. So erschien ab dem 12.07.1945 die jiddischsprachige Zweiwochenschrift: »‚undser schtime', Organ des Restes der Geretteten in der englischen Zone, herausgegeben vom Zentralkomitee der befreiten Juden in der britischen Zone – Bergen-Belsen«. Hauptanliegen der Redakteure war es, über die Gemeinden und Lager, in denen DPs lebten, zu informieren. Ein Exemplar der Zeitung war in unserer letzten Wechselausstellung »Heimatkunde« zu sehen.

Exemplarisch möchte ich in deutscher Übersetzung einen Beitrag aus der Rubrik »In der Welt der Literatur und Kunst« (Nr. 23, 12.07.1947) auszugsweise vorstellen: »Deklaration der jiddischen Gesandten: Ch. Grade und A. Suzkewer auf dem 19. PEN-Kongress in Zürich«. Die Dichter Chajim Grade (1910-1982) und Abraham Suzkewer (1913-2010) waren von dem jiddischen PEN-Zentrum New York gesandt worden, die jiddische Literatur auf der internationalen Konferenz in Zürich (2.-6.6.1947) zu vertreten. In ihrer Ansprache erinnerten sie an die »sechs Millionen unserer Brüder und Schwestern« und an die jiddischen Schriftsteller, von denen mehr als 90% durch deutsche Faschisten ermordet seien. »Wie konnte das geschehen, dass man professoral-wissenschaftlich und kalt berechnend ein Volk tötet?« Angesichts des Todes und des Leids wünschen sich die Autoren ein Menschheitsgedenken, das Generationen länger andauern soll als die Knochen der Ermordeten Bestand haben werden. Die größte Verantwortung zur Enthüllung der Verbrechen liege aber bei den Intellektuellen und Schriftstellern. Mit der Ausrottung »unschuldiger Menschen wollten die Mörder auch alles Menschliche, die ethischen Prinzipien verleugnen, die die Dichter, Propheten und Philosophen seit den Kinderzeiten der Kulturgeschichte verteidigen.« Sich für Fortschritt und Demokratie einzusetzen, werde nicht nur das jüdische Volk, sondern alle Nationen schützen.

Erinnert werden müsse aber auch an die Helden des Widerstands, die Soldaten und Partisanen, die kämpften, »wie es für die Enkel der Makkabäer passend ist [;] und an die jüdische Brigade aus dem Land Israel, die sich beim Brandenburger Tor mit den sowjetischen Kämpfern traf«. Gedacht werden müsse der Warschauer Ghettokämpfer, für die das eigene Überleben nicht mehr von Bedeutung gewesen sei, »sie kämpften für die Ehre unseres Volkes«. Doch deren Hoffnung auf Befreiung ihres Volkes sei noch nicht in Erfüllung gegangen. Wer hätte auch damit rechnen können, dass es einmal nach der Katastrophe heimatlose Juden in Europa gäbe? Dass die, die aus den Todeslagern gerettet wurden, eingesperrt seien auf deutscher Erde, »der Höllenquelle aller unserer Leiden«?

Grade und Suzkewer appellieren an die PEN-Delegierten, sich einzusetzen, dass in allen Ländern die entwurzelten Juden Aufnahme finden mögen. Außerdem betonen sie mehrfach, man solle ihre Forderung für eine Einreise nach Israel unterstützen – und das sollen sie »mit der schärfsten Waffe tun: mit ihrem Geist und Humanismus mitwirken, dass die Tore von Eretz Israel geöffnet werden.« Bevor sie am Ende ihrer Rede den Glauben an eine zukünftig bessere Welt beschwören, formulieren Grade und Suzkewer den Wunsch, dass jiddische Autoren in europäische Sprachen übersetzt werden, »damit die zivilisierte Welt mit den Idealen, die unser Volk ständig begeisterte, bekannt gemacht wird. Die Übersetzungen sind jetzt als Gegengift gegen antijüdische und antimenschliche Propaganda besonders wichtig – das Sumpffieber ist noch nicht verflogen.«

▪ *Walter Schiffer*

Nachrichten aus der Geschichtskultur

Münster: Eine neue Dauerausstellung bietet der Geschichtsort »Villa ten Hompel« seit März 2015. Unter dem Titel »Geschichte – Gewalt – Gewissen« widmet sich diese den Verbrechen der Ordnungspolizei im Zweiten Weltkrieg und den Versuchen der Aufarbeitung danach: Präsentiert werden die Beteiligung der uniformierten Polizei am Zweiten Weltkrieg und an den Genoziden gegenüber Juden sowie Sinti und Roma, Entnazifizierung und Kontinuitäten nach 1945, die juristische Aufarbeitung des NS-Unrechts sowie der bürokratische Versuch einer »Wiedergutmachung« gegenüber den Verfolgten.

Gelsenkirchen: Die Dokumentationsstätte »Gelsenkirchen im Nationalsozialismus« wurde am 8. Mai 1994 an einem der wenigen erhaltenen historischen Orte aus der Zeit des »Dritten Reiches« – einem sog. »Täterort« – eröffnet. 21 Jahre später wurde nun auch hier eine ganz neue Dauerausstellung eröffnet, in die neue Forschungsergebnisse und Präsentationsmöglichkeiten eingeflossen sind.

Eine Schallplattensammlung …

…berichtet von einer Zeit des Kennenlernens und der Versöhnung

Die Schallplatte gehört wie die Kassette oder das Video der Vergangenheit an. Aber damit ist sie Zeugin der Vergangenheit und spiegelt die Gedanken der Menschen dieser Vergangenheit wieder.

In einem der Büros des Museums findet sich ein Regal voll von Platten. Ca. 80 Langspielplatten mit jüdischer Musik, Psalmen und Gebeten wurden dem Museum gespendet. Zwar gibt es im Museum keinen Plattenspieler, mit dem man diese Platten spielen könnte, aber mithilfe von Hüllen und Begleitheften kann man doch die Gefühle der Menschen, die auf diesen Platten zu hören sind – deutsche Juden und Nichtjuden – erfassen. Die Lieder, Psalmen und Gebete wurden in den Jahren von 1964 bis 2002 aufgenommen. An manchen Plattenhüllen kleben sogar vergilbte Preisschilder; ungefähr 17 bis 25 DM haben diese Platten damals gekostet. Es gab anscheinend einen eigenen Markt nur für dieses Genre. In den Deutschen war nach dem Krieg der Wunsch aufgekommen, die jüdische Kultur vollends zu begreifen.

Das amerikanische Musical über einen jüdischen Dichter aus Russland – »Anatevka – Fiddler on the Roof« (»Geiger auf dem Dach«) – wird mit fünf Sternen ausgezeichnet und in den höchsten Tönen gelobt. Es ist eine humorvolle und wehmütige Geschichte, die vom Schicksal der Menschen mit den Wirren zwischen Judenverfolgung und Pogromen erzählt. »Tragik und Humor, Lebensfreude und tiefe Niedergeschlagenheit […] liegen in diesem Spiel«, so steht es auf der Schallplattenhülle.

Eine der gelobten Sängerinnen ist Aviva Semedar. Sie wird als großer Star beschrieben, der mit seiner zarten Stimme den Weg in die Herzen der Zuhörer fand. Auf einer großen Tournee 1964 reiste sie nach Edinburgh und Newsport, und trat sogar in TVSpots auf (NBC USA, BBC England, Niederlande, BRD). 1973 bekam sie ihre eigenen Hörfunkprogramme beim WDR. All dies zeigt, dass sie nicht nur bei der jüdischen Bevölkerung sehr beliebt war, sondern auch mit ihren israelischen Liedern bei Deutschen sowie Engländern gut ankam.

Oksana Sowiak ist eine Sängerin, die aus der Ukraine stammt. Sie singt alte Volkslieder, die, wie in einem kleinen Text erklärt, meist von einfachen Arbeitern erfunden wurden, welche jedoch in den Vernichtungslagern umgekommen sind. Und so haben die Lieder, auch wenn die Menschen nicht mehr da sind, die Zeit überstanden.

Auf der Schallplatte »Zwölf grosse [sic] Gesänge« sind »Glanzstücke der Synagoge, Sabbat, Jom Kippur und andere Hohe Feiertage« aufgespielt. Die erste Seite ist ganz dem Sabbat gewidmet, wo Leo Roth, Harry Foß und Gloria Seipelt Gebete und Lieder singen, beziehungsweise spielen. Die zweite Seite handelt von Liedern und Gebeten für andere Feiertage. »Obgleich ich Protestant bin«, schrieb May Bruch dazu, »habe ich doch als Künstler die außerordentliche Schönheit der jüdischen Gesänge tief empfunden!«. Diese Schallplatte hat 1975 22 DM gekostet, was für Schallplatten damals ein hoher Preis war.

Auf der Langspielplatte »Mojeschele Majn Frajnd« von Geduldig und Thimann finden sich ebenfalls jüdische Lieder und Gesänge. Hinten auf der Schallplattenhülle steht eine kleine Einführung, wonach ein Rabbi einen Gast hatte, der in seinem Zimmer auf und ab lief und sagte »Sieh, Herr der Welt, ich liebe Dich, aber was kann ich tun, ich kann gar nichts tun«, bis er schließlich ausrief »O [sic] mein! Ich kann singen, so will ich für Dich singen.« Wie heute bei vielen Alben üblich, ist es auch bei dieser Schallplatte möglich, den abgedruckten Text mitzusingen. Auch finden sich Übersetzungen der jiddischen Stücke. Dies ist kein Einzelfall. Bei mehreren Schallplatten liegt ein Textdokument bei, in dem die Texte sogar komplett übersetzt werden (z.B. bei der Schallplatte »Jiddische Lieder 2 – Sog nischt kejnmol, as du gejst dem leztn weg« von Espe). Dort werden auch die Lebensbedingungen der Juden ausführlich beschrieben, die zu diesen Liedern inspiriert haben. Die Kultur wird genau wie die Sprache in einem kurzen Text vorgestellt. Auf einem anderen Album von Espe sind die Titel sogar auf Englisch übersetzt worden. Auf der Hülle der Platte »Jüdische Gesänge mit dem Leipziger Synagogal Chor« gibt es eine Erklärung, dass die jüdischen Menschen ihre Lieder und den Glauben nicht trennen können; sie sind für sie eins. Die Psalmen sind keineswegs dafür gemacht, sie still zu beten. Der Name sagt bereits, dass die Lieder mit einem Instrument begleitet werden sollen. Auf der Hülle der Platte »Jewish Traditional Songs« von Hana Roth wird von der Diaspora berichtet, bei der die einzige Gemeinsamkeit der Juden ihre Religion ist. Die Texte sind auf Englisch und Italienisch geschrieben. Erneut sollten viele Leute erreicht werden.

Der Sänger Dany Bobers erklärt ebenfalls das Judentum auf seiner Schallplatte »Schalom Alechem«. Von der Spenderin/dem Spender wurde außerdem ein Zeitungsartikel aus der FAZ von 1987 auf das beiliegende Textdokument geklebt. Darin wird Dany Bobers Musik als »ungekünstelt« beschrieben. Alle Lieder sind auf Deutsch übersetzt und auch die Psalmen wurden auf Deutsch gedruckt.

Man hatte außerdem die Möglichkeit mithilfe von vier Langspielplatten und einem Buch Hebräisch zu lernen. Verschiedene Schallplatten bieten zudem »Die Musik der Bibel in der Tradition althebräischer Melodien« an.

»Möge dieses Werk dazu beitragen, auch den Nichtjuden, besonders der deutschen Jugend, das Verstehen jüdischer Kultur und des jüdischen Volkes zu vermitteln; ist doch die Sprache der Musik eine Sprache der Menschheit, die alle sprechen und verstehen.« (Denkmäler Synagogalen Gesanges, Liturgischer Chor Max Neumann)

Die Themen der jüdischen Sänger beschränken sich allerdings nicht nur auf ihre Religion. Sie sind auch ein Zeichen des Widerstandes. Lin Jaldati hatte ihren ersten großen Erfolg Ende April 1940 in Amsterdam. Da Deutschland

die Niederlande jedoch zwei Wochen später besetzte, wurde ihr Traum zerstört. Sie wehrte sich gegen die Verbote und gab weiterhin Konzerte, bis sie schließlich inhaftiert und deportiert wurde. Aber auch das hielt sie nicht auf. In den Lagern Westerbork, Auschwitz und Bergen-Belsen sang sie für ihre Mitgefangen. Sobald der Krieg beendet war, reiste sie wieder durch die Länder, dieses Mal mit Widerstandsliedern im Gepäck. Auf der Schallplattenhülle ihres Albums »Jiddische Lieder« wird von ihrem Schicksal berichtet. Die Texte der Schallplattenhüllen betonen, dass die Deutschen »mit den Hingemordeten« einen »nicht unbedeutenden Teil ihres geistig-kulturellen Reservoires [sic]« verloren haben. Das Zitat stammt von der Langspielplatte »Lomp noch nit farloschn« der Gruppe »Aufwind«.

Auf einer Schallplatte, »Oh mein Volk – Die Juden und wir – Dokumente und Informationen«, wird ebenfalls die Schuldfrage erörtert. So wird gefragt, ob die Unkenntnis schuld daran war, dass sich so viele Menschen vom Judenhass erfassen ließen. Auf der anderen Seite gibt es auch Würdigungen: »Der stille Befehl – Der Widerstand in Deutschland gegen Hitlers Tyrannei« ist von Otto Kopp, welcher aufführt, was Deutsche alles für den Widerstand getan haben.

Manfred Lemm dagegen ist ein »Goi«, ein Nichtjude, der sich trotzdem der jüdischen Musik verschrieben hat. Auf der Schallplatte »Nu – me lacht« erzählt er Witze, aus einer Zeit, in der es nichts zum Lachen gab. Die Witze der Juden sind kritisch und bitter, dafür aber echt. Sie sind ironisch, ebenso viele ihrer Lieder. Auf der Hülle hat Moritz Neumann geschrieben: »Das deutsche Publikum muß [sic] um diesen Hintergrund wissen, wenn es verstehen soll.« Und seiner Meinung nach lässt sich das Publikum dann auch »packen«. Denn jüdische Musik, so Neumann, geht »nach innen«. Fritz Muliar ist ebenfalls ein Nichtjude, der sich mit der jüdischen Kultur identifizieren kann. Er erzählt jüdische Witze, die er von seinem jüdischen Stiefvater gelernt hat, und spricht Jiddisch fließend. Seine Witze waren so gefragt, dass er drei Schallplatten aufnehmen ließ. Ein weiterer Nichtjude, Lutz Görner, berichtet von den verbrannten Autoren. (Mit diesem Begriff bezeichnet man Autoren, deren Bücher bei der großen Bücherverbrennung 1933 verbrannt wurden.) Er spezialisierte sich dabei auf die Texte und Lieder verbrannter Dichter und hofft, dass die Lust an diesen Stücken nicht verloren geht.

Anhand dieser Schallplattensammlung kann man den Willen eines Teils der Deutschen ausmachen, wieder Frieden zu schaffen. Viele Deutsche wollten das jüdische Volk verstehen und nutzten den Wunsch der Juden, sich erklären zu wollen. Die Sammlung zeugt von den Bemühungen zur Wiedergutmachung, und dem Wunsch, jüdisches Leben wieder in die Gesellschaft zu integrieren.

▪ *Uta Maria Schott-Vaupel (Schülerin des Vestischen Gymnasiums Kirchhellen)*

Zu Besuch in Paris

Wir besuchen

Am 9. März diesen Jahres besuchten meine Freundin und ich das 1998 eröffnete Musée d´art et d´histoire du Judaïsme (Museum der Kunst und Geschichte des Judentums) in Paris. Zentral gelegen, beleuchtet dieses Museum die Bräuche und Traditionen der Juden aus Frankreich und aus aller Welt und lässt den Besucher über den Tellerrand blicken.

Einen kurzen Fußmarsch entfernt von Les Halles befindet sich das Museum in der kleinen, ruhig gelegenen Straße Rue du Temple. Ein Polizeiauto bewacht den Eingang und als erstes muss man eine Sicherheitsschleuse passieren, schließlich ist das Gebäude mit seinen großen Gärten, den imposanten Hallen und Höfen an sich schützenswert. Aber während des Besuchs in der Hauptausstellung offenbaren sich dem Besucher wahre Schmuckstücke: Werke von Marc Chagall, eine große Sammlung an Chanukka-Kerzenleuchtern und festliche Kleidungsstücke aus Asien und Afrika aus vergangenen Jahrhunderten machen die Ausstellung wertvoll.

Doch warum sollte man in Paris ausgerechnet in dieses Museum gehen, um eine Ausstellung über jüdische Kunst und Geschichte zu besuchen, wo sich doch in Deutschland und sogar in Dorsten Museen mit dem Thema der jüdischen Geschichte befassen? Gerade weil das Musée d´art et d´histoire du Judaïsme sich rein auf die Religion mit den daraus entstandenen Traditionen und Lebensweisen befasst. Weil man sich abseits der Geschichte des Zweiten Weltkriegs und der Schicksale jüdischer Familien während des Holocausts rein auf das Judentum an sich konzentriert. Meine Freundin war begeistert und meinte, dass sie nach 13 Jahren Schule und mehreren Museumsbesuchen noch nie einen so tiefen Einblick in die Lebenswelt des Judentums erhalten hätte. Bräuche und Riten wurden ausführlich erklärt und die prächtigen Ausstellungsstücke geben einen Einblick in die jüdische Kultur Europas, aber auch Asiens und Afrikas.

Weitere Aspekte, die für einen Besuch sprechen: 18 bis 25-Jährige erhalten freien Eintritt in der Dauerausstellung, mit den Audioguides, die in verschiedenen Sprachen erhältlich sind, kann man sich die zahlreichen Stationen (insgesamt sind es über 70) individuell erläutern lassen.

Zum Schluss greift das Pariser Museum die Judenverfolgung während des Zweiten Weltkriegs dann doch auf. Denn die Rue du Temple war zuvor von Juden bewohnt worden, die von den Nationalsozialisten deportiert wurden als sie Paris besetzten. Ein geschichtsträchtiges Gebäude also, das zugleich auch als Mahnmal zu verstehen ist.

www.mahj.org

▪ *Frauke Weßel*

Frauke Weßel, 22, studiert Kulturwissenschaften mit Schwerpunkt Sozialwissenschaften und Kulturgeschichte in Frankfurt/Oder. Im Februar 2015 hat sie ein Praktikum im Jüdischen Museum Westfalen absolviert.

Die Passion von Otto Pankok

Fasziniert haben mich die Bilder Otto Pankoks schon immer, zumal der Passionszyklus. Dennoch habe ich gerade die Arbeiten zur Passion und den Kontext ihrer Entstehung in diesem Jahr wieder entdecken dürfen. Anlass war die Konzipierung der Meditation zur Eröffnung der Ausstellung ausgewählter Bilder aus dem Passionszyklus von Otto Pankok am 8. März 2015 in der St. Agatha-Kirche in Dorsten. Die Ausstellung fand in Kooperation der St.Agatha Kirche mit dem Jüdischen Museum Westfalen und dem Pankok Museum statt.

Im Januar 1933 übernahmen die Nationalsozialisten in Deutschland die Macht. Das Leben der Menschen wurde zum Spielball rücksichtsloser Machtpolitik. Was mit 1933 begann, wurde eine schreckliche Passion des 20. Jahrhunderts.

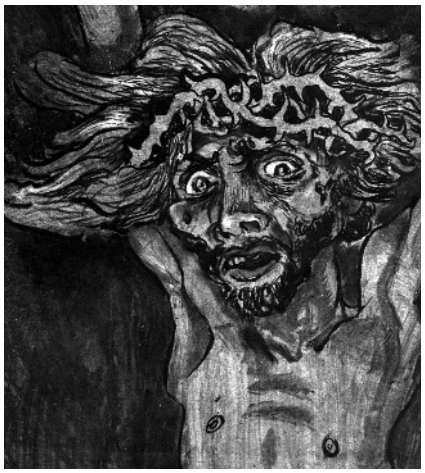
Zu Beginn des selben Jahres 1933 begann Otto Pankok dieser Menschenverachtung seine 60 Kohlezeichnungen der Passion Christi entgegenzustellen. Pankoks Christus trägt dabei das Antlitz des Geschundenen und Ausgestoßenen. Mit seinen Bildern dringen Zeit und Gegenwart ein »…in die Heilswahrheit, deren Botschaft in einer unheilvollen Gegenwart ausgemerzt werden soll«. Die Menschlichkeit Christi will er als Maler – wie er sagte: »tastend versuchen…« ins Bild zu bringen – auch als seinen Widerstand gegen den Terror, die Verzweiflung und Anpassung in dieser Zeit.

Die Passion Otto Pankoks macht deutlich, dass sich die Passion Christi – des Christus, der uns selig macht, wie Otto Pankok sagt – immer wieder neu im Schicksal der geschundenen Menschen aktualisiert.

Für eine Ausstellung 1933 in Essen unter dem Titel »Westfront 33« hatte Otto Pankok fünf Bilder der Passion eingereicht, die allesamt vom »Kampfbund für deutsche Kultur« abgelehnt wurden. Er selbst hatte sie zu entfernen – und die Hängestellen blieben als Lücke, ganz bewusst, um widerständige Künstler zu warnen. Pankok schweigt dazu nicht. In einem Brief an Rosenberg, Reichsleiter der NSDAP, kämpft er um den Geist der Kunst. Das verschärft für ihn nochmals die Folgen. 1935 ist die Passion letztmalig – unter Anfeindungen – in Münster zu sehen.

Der Zeit diesen Protest aus Liebe entgegenzustellen – das führte zu einem Buchprojekt »Passion«, das – unter Gefahr für den Verleger Gustav Kiepenheuer in Berlin – mit Hilfe der Leitung des Evangelischen Kunstdienstes 1936 herausgegeben wurde. Der katholische Jesuit Friederich Muckermann sollte das Vorwort schreiben zum gedruckten Passionszyklus, musste aber wegen seines Widerstandes gegen den Nationalsozialismus kurzfristig ins Ausland flüchten.

»Es erhob sich die Macht über die Liebe, und die Macht schlug die Liebe zu Boden. Aber die Liebe war dennoch größer als die Macht.« so schreibt Otto Pankok dann selbst in dem Vorwort



zu diesem Buchprojekt, das allerdings die Öffentlichkeit nicht erreichte, weil die nationalsozialistischen Machthaber die Veröffentlichung untersagten und herausgegebene Exemplare dieses auch ökumenischen Projekts verbrannten. Malverbot, Arbeitsverbot, Verkaufsverbot – waren die weiteren Folgen für Otto Pankok – auch für Hulda Pankok, seiner Frau, als Journalistin.

Otto Pankoks Passion macht betroffen. Sie läßt den Betrachter nicht Betrachter sein, sondern nimmt ihn mit ins Geschehen hinein. Der Betrachter wird Zeuge; ist nicht selten zur Entschiedenheit herausgefordert. Entgegen den Epochen einer »ecclesia triumphans«, einer triumphierenden Kirche, nähert er sich als Expressionist den mittelalterlichen Passionsspielen an, die – in großer Realitätsnähe – Folter, Qual und Tod in die Mitte stellen. Matthias Grünewald und El Greco inspirieren ihn mit ihren Bildern. Es geht um existentielle Auseinandersetzung mit der Not und dem Leid der Zeit – und für den gläubigen Pankok um die Offenbarung Gottes im leidenden Menschen.

Hier steht der verwundete Mensch in der Mitte: Identifikation für alle verwundeten Menschen – für alle in ihrer Würde verletzten… Die Passion ist Bild des Leidensweges aller leidenden Menschen – und Herausforderung für alle, denen Güte und Wärme elementar für eine »göttliche« Menschlichkeit sind. Auf diesem Hintergrund ist der leidende Jude Jesus von Nazareth für ihn der Gott, der da ist: in den Niederungen von Jerusalem und, so könnte man fortschreiben: in Auschwitz ebenso, wie heute in den Dornen von Aleppo und Donezk.

Der Christus der Passion kennt die Folterkeller unserer Tage – und weißt um die Macht des Bösen. In Pankoks Bildern ist er der lebendige Aufruf an die Menschheit, dass die Liebe zu allem Lebendigen nicht ausgehen möge.

1930 hatte Otto Pankok bereits in seinen »Zehn Geboten des Malers« formuliert: »Du sollst nicht für Ausstellungen malen.« Otto Pankok geht es darum, aus dem Expressionismus heraus, die echte, auch harte Wirklichkeit wieder ins Bild zu holen. Das läßt ihn an den Rand Düsseldorfs gehen. Auf dem Heinefeld begegnet er 1931

den Obdachlosen am Stadtrand und findet dort neu »seine Welt«. 1932 kommt eine Gruppe Sinti hinzu und der »Molari« – wie sie ihn nennen – teilt das Leben mit ihnen. Unter den Sinti wird ihm das aufziehende Unheil eines menschenverachtenden Herrschaftssystems als die Not der Zeit bewusst. Er nimmt die Gesichter seiner neuen Umgebung mit in seine Bilder und ahnt, dass »die Welt höllenwärts treibt« – wie er sagt. Erlebt er doch Diskriminierungen, willkürliche Verhaftungen, Ermordungen.

Das Leiden als gelebte Gegenwart – das zeigen seine Passionsbilder: Zigeuner, Juden, verfolgte Freunde, die Schläger und Pharisäer von nebenan – sie handeln in diesen Szenen von Leben und Tod Jesu; ihre Gesichter prägen die Bilder. Die SS- Zeitung »Das Schwarze Korps« veröffentlicht 1937 einen Hetzartikel, der nicht nur zur Beschlagnahme des Buches mit der Passion führt, sondern es auch angezeigt sein ließ, die Bilder der Passion selbst zu verstecken, um sie zu retten. Freunde bewahrten sie – nicht ohne eigene Gefahr -, so dass der Bilderzyklus nach der Befreiung 1945 wieder vollständig zusammengestellt werden konnte. Bilder – nicht gemalt für eine Ausstellung.

Pankok sagt von sich selbst im Blick auf den Leidensweg Jesu: »Was er (Pankok eben) mit seiner Kunst erreichen möchte, das ist, daß dieses ungeheure und erschütternde Leben als ein erschütterndes Leben erkannt würde, daß man es nicht weiterhin als eine unterhaltsame, wenn auch grausige, so doch weit von uns abgerückte Legende hinnähme, nach deren Lektüre man sich aufs neue der Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit hingibt.«

Mitte der Passion ist das Leben Jesu »als eine Stellungnahme im Kampf gegen alles, was das Leben gemein, sinnlos und eng macht.« Für ihn stiehlt sich die Erzählung von Leben und Sterben des Jesus von Nazareth eben gerade nicht »…zeitfremd aus der Wirklichkeit des Unmenschlichen; sie hält sich unversöhnlich zur Gegenwart.« – wie sie sich seit 1933 offen zeigt. Otto Pankok drückt sein »Spüren« im Blick auf die Zeit im Vorwort zur Passion bedrückend aus: »Als die Sonne im schwarzen Meer erlosch und kein Stern am Himmel aufging, als die Wolken schwer niederfielen auf die Erde und des Donners Zorn aufbrach, zitterte ich in der Finsternis. Da ward meine Harfe Klage und meine Pfeife Weinen.«

Wer Augen hatte zu sehen, der konnte sehen: Das Antlitz des sterbenden Christus trägt die Gesichtszüge seines Freundes, des Malers Karl Schwesig, gefoltert von den Nazis im berüchtigten Schlegelkeller in Düsseldorf. So hatte er ihn gesehen, nachdem die Fol-

terer ihn zusammengeschlagen hatten. Maria trägt – im Bild der Pieta – die Gesichtszüge von Ringela aus dem Düsseldorfer Heinefeld. Die Sinti ist dabei nicht Statistin, sondern Inbild einer unzerstörbaren ethisch – menschlichen Würde.

Für Otto Pankok beginnt die Leidensgeschichte mit dem Abendmahl – und sie endet mit der Grablegung Jesu. Freundschaft und Solidarität – am Tisch von Brot und Wein – tragen: das ist die Aussage des ersten Bildes der Passion. Das letzte Bild sagt: Auferstehung läßt die eindringliche Wirklichkeitsnähe (noch) nicht zu, die unter dem Eindruck andauernder Schändung des Menschlichen malt.

Pankoks Passionsbilder sind Zeugnisse von seiner Glaubenskraft und von dem Willen, das Leben und Leiden Jesu – mit seinen künstlerischen Mitteln – als Gegenbild in die Verwerfungen seiner Zeit hineinzuholen und hineinzustellen. Die Aussagen seiner Bilder gehen dabei weit über diese Zeit hinaus.

▪ *Ludger Ernsting*

Quellen:

Die Passion in 60 Bildern von Otto Pankok, Herausgegeben von Friedrich W. Heckmanns, Köln 1992, mit Beiträgen von Friedrich W. Heckmanns, Otto Pankok, Rudolf Dehnen (die Zitate im Beitrag stammen alle aus diesem Werk)

»Die Starken müssen unten gehen, denn sie sind dazu da, die Welt zu tragen«. Texte zur Eröffnung der Ausstellung »Die Passion« von Otto Pankok im Kunstmuseum Düsseldorf, Hünxe- Drevenack 1982, mit Beiträgen von Jürgen Girgensohn und Friedrich W. Heckmanns

Otto Pankok, Retrospektive zum 100. Geburtstag, Herausgegeben von der Otto- Pankok- Gesellschaft; Bernhard Mensch, Karin Stempel, Oberhausen 1993, mit Beiträgen von Rainer Zimmermann, Friedrich W. Heckmanns, Bernd Küster, Friedegund Weidemann, Elmar Jansen und Rolf Jäger

Es ist noch nicht vollbracht, Werkbuch zum Jugendkreuzweg, Düsseldorf 1987

Otto und Hulda Pankok

als »Gerechte unter den Völkern« ausgezeichnet

Am 15.12.2014 verlieh der israelische Botschafter Yakov Hadas-Handelsman die Yad Vashem Medaille posthum dem Maler Otto Pankok (1893-1966) und seiner Ehefrau, der Journalistin Hulda Pankok (1895-1985). Eva Pankok, die 89 jährige Tochter des Paares, nahm stellvertretend die Auszeichnung entgegen. Der Auszeichnung im Namen des jüdischen Volkes und des Staates Israel gehen intensive Recherchen der israelischen Holocaust-Forschungs- und Gedenkstätte Yad Vashem voraus. Die Auszeichnung wird an Nicht-Juden verliehen, die unter Einsatz ihres Lebens und das ihrer Familien Juden gerettet haben. Das Ehepaar Pankok hatte den ihnen bekannten Maler Mathias Barz und seine Frau Brunhilde, eine jüdische Schauspielerin, im Herbst 1944 für ein paar Monate bei sich in ihrem Haus in Pesch bei Münstereifel aufgenommen und vor der Gestapo versteckt. Barz galt bei den Nazis ebenso wie Pankok als »entarteter Künstler«. Beide hatten Berufsverbot. Als die Gefahr wuchs, in dem Versteck entdeckt oder verraten zu werden, gab der mit Pankoks befreundete katholische Pfarrer Joseph Emonds (1898-1975) dem Paar in seinem Pfarrhaus im Dorf Kirchheim bei Euskirchen eine neue Unterkunft. Emonds wurde dafür posthum ebenso ausgezeichnet. Das verfolgte Ehepaar Barz überlebte den Holocaust.

Bis Dezember 2014 wurden von Israel 553 Deutsche als »Gerechte unter den Völkern« geehrt unter ihnen Oskar Schindler und Berthold Beitz. Weltweit sind es 25.271 Menschen. Über das mutige Handeln des Paares Pankok hinaus hat Otto Pankok in vielen Briefen in den 30er und 40er Jahren Position für die Verfolgten Juden, Sinti und Roma bezogen. Er wird immer wieder gewürdigt als ein unerschrockener Kämpfer für die Freiheit des Wortes, der Schrift, der Kunst und des Glaubens.

Die Ehrung fand vor zahlreichen Gästen im Plenarsaal des Berliner Kammergerichtes statt. Die Präsidentin des Gerichtes, Monika Nöhre, machte bei der Eröffnung des Festaktes darauf aufmerksam, dass dieser Saal der authentische Ort ist, an dem Roland Freisler, Präsident des nationalsozialistischen Volksgerichtshofes, 1944 die am Attentat auf Hitler beteiligten Widerstandskämpfer in einem Schauprozess zum Tode verurteilt hat. Eine Gedenktafel in dem Saal erinnert an die Hingerichteten. Im Gedenken und Respekt an diese mutigen Männer und einen der Höhepunkte des Naziterrors wird der Plenarsaal seit Kriegsende nicht mehr für Gerichtsverfahren genutzt, sondern für besondere kulturelle Veranstaltungen.

»Dass die Urkunden und die Medaille genau hier in diesem Raum, in dem Freisler damals seine Todesurteile gesprochen hat, übergeben werden, hat mich erst erschrocken. Doch diese erste Reaktion war falsch, die Feierstunde ist ein Triumph über das nationalsozialistische Grauen«, meinte Felix Pankok, Großneffe von Otto und Hulda Pankok und Mitglied des Beirates der Otto-Pankok-Stiftung. (ONLINE Focus 11.12.2014)

Auf Einladung von Eva Pankok und der Kuratorin des Otto Pankok Museums in Drevenack, Frau Burger, nahmen für das Jüdische Museum Westfalen die Vorstandsmitglieder Elisabeth Schulte-Huxel und Werner Springer an der Auszeichnung teil.

Die Laudatio trug Sandra Witte von der israelischen Botschaft vor. Den Festvortrag hielt Jan Philipp Reemtsma vom Hamburger Institut für Sozialforschung zum Thema »Zivilcourage damals und heute«. Der Inhalt blieb in einer abstrakten, eher theoretische nSkizze stecken und ließ Bezüge zur konkreten Gegenwart, zu Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit in Deutschland einerseits, vermissen und andererseits – umso wichtiger – zu bemerkenswerten und beispielhaften Handlungen zivilen Mutes von Dominik Brunner bis zur Studentin Tugce. A., die tragischen endeten, bis zu vielen gelungenen Aktionen ziviler Courage in Deutschland, von denen jeweils nur die spektakulären mediale Aufmerksamkeit finden. Die drei Oberstufenkurse aus Berliner Gymnasien, die an der Feierstunde teilnahmen, dürften das ebenso vermisst haben.

▪ *Werner Springer*

Nachrichten aus der Geschichtskultur

Düsseldorf: Die Mahn- und Gedenkstätte in der Mühlenstraße eröffnete Mitte Mai 2015 ebenfalls eine inhaltlich und formal neue Dauerausstellung; ihr Thema lautet »Düsseldorfer Kinder und Jugendliche im Nationalsozialismus«. Neben den neu gestalteten bisherigen Ausstellungsräumen ist ein eindrucksvoller Neubau im bisherigen Innenhof hinzugetreten. Hier wird künftig die Frage erörtert, wie die Zeit des Nationalsozialismus nach 1945 »verarbeitet« wurde. Im »Hinterhaus« an der Andreasstraße sind Wechselausstellungen, Filmvorführungen und Vorträge möglich. Ein »Offenes Archiv« erlaubt es den Besuchern, den Einblick in bestimmte Themen zu vertiefen.

Duisburg: Das entstehende Zentrum für Erinnerungskultur präsentiert eine erste Ausstellung im Duisburger Stadthistorischen Museum am Innenhafen: »'Noch viele Jahre lang habe ich nachts von Duisburg geträumt'. Jüdisches Leben in Duisburg von 1918 bis 1945« ist der Titel; ausgewählte Biographien und Zeugnisse nicht nur zur NS-Zeit, sondern auch zur Vor- und Nachgeschichte sind noch zu sehen bis Januar 2016.

Eine nordirische Perspektive auf die deutschen Juden

Bevor ich anfange, über mein Lieblingsexponat zu schreiben, sollte ich mich vorstellen. Mein Name ist Jane Kenny und ich bin eine nordirische Schülerin. Ich bin nach Dorsten gekommen, um ein kurzes Praktikum im Jüdischen Museum Westfalen zu machen. Ich bin schon dreimal in Dorsten gewesen, weil Dorsten und Newtownabbey, woher ich stamme, Partnerstädte sind. Wir haben nur eine kleine jüdische Bevölkerung in Nordirland, weil Menschen überwiegend entweder katholisch oder evangelisch sind. Deshalb ist es oft der Fall, dass viele Schüler nichts über das Judentum in der Schule erfahren. Es ist sehr schade, denn wenn man durch das Jüdische Museum geht, findet man heraus, dass die jüdische Religion eine fesselnde Geschichte hat.

Als ich durch die Ausstellung gegangen bin, haben mich vor allem die schwarzweißen Fotos berührt, die einen Einblick in das Leben von heutigen Juden geben. In der Schule lernen wir nur etwas darüber, wie Juden während der Naziherrschaft verfolgt wurden. Daher werden sie immer nur als Opfer betrachtet. Diese Fotos machen jedoch deutlich, dass jüdische Gemeinden heute wieder stark sind, und dass sie jetzt besser in der deutschen Gesellschaft integriert sind. Unter anderem zeigen die Fotos ein fröhliches Ehepaar unter der Chuppa, Kinder, die das Purimfest feiern, und sogar ein Mädchen, das aus der Tora liest.

Man fragt sich vielleicht, warum ich es so faszinierend gefunden habe. Der Hauptgrund ist, dass mein Großvater während des Kriegsendes in München stationiert war und an der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau beteiligt war. Nachdem er zurückgekommen ist, hat er nie über seine Zeit in München geredet. Wir haben über seine Erfahrungen nur aus seinem Tagebuch erfahren.

Für mich ist es traurig darüber nachzudenken, dass er vor seinem Tod nie erfahren hat, wie sich die jüdische Bevölkerung in Deutschland erholt hat. Jetzt können Juden ein besseres Leben in Deutschland führen. Mein Großvater hat gedacht, dass das nie möglich wäre. Jetzt ist es Realität. Auch wenn es noch Antisemitismus in Deutschland gibt.

Es gab insbesondere ein Foto, das mich persönlich interessiert hat. Es war das Foto, das ein Mädchen zeigt, was ganz vertieft in die Tora ist. Das Foto hat mich zum Nachdenken angeregt, zum Beispiel über den Ausgleich zwischen religiöser Freiheit und der Bewahrung von Brauchtum und Tradition.

Dieses Mädchen ist Teil einer ansteigenden Zahl von Frauen, die jetzt gleich behandelt werden. Für mich ist es schön zu sehen, dass im liberalen Judentum Gleichberechtigung heute möglich ist. Zum Beispiel wird es immer gewöhnlicher, einen gemischten jüdischen Gottesdienst zu sehen. Es ist sogar möglich für Frauen, Rabbinerinnen zu werden. Es ist schwierig, sich vorzustellen, dass diese liberalen Gedanken in der Vergangenheit missbilligt wurden. Zum Glück ist die Lage für Frauen im liberalen Judentum jetzt anders.

Natürlich ist die Debatte über die Gleichstellung von Frauen immer noch heiß umstritten. Gegner behaupten, dass Frauen als das Fundament der jüdischen Familie gesehen werden sollen. Laut ihnen müssen die Pflichten der Frauen anders als die Pflichten der Männer sein, sodass Frauen von religiösen Pflichten befreit werden, um ihre häuslichen Pflichten zu bewahren.

Es war auch der Fall in Großbritannien, dass sich christliche Religionen verändern mussten, um mit unserer sich ständig ändernden Gesellschaft auf dem Laufenden zu sein. Frauen können jetzt in Großbritannien zu Bischöfen werden. Ein Triumph für Frauen, der in der Vergangenheit auch unvorstellbar gewesen wäre.

Jane Kenny aus Newtownabbey, Nordirland, hat in den Osterferien 2015 ein Praktikum im Jüdischen Museum Westfalen absolviert. Sie lernt Deutsch in der Schule und ist in ihrer Heimat Botschafterin für die deutsche Sprache und Kultur.

Höredition »Die Quellen sprechen«

Im Oldenbourg-Verlag erscheint seit 2008 eine auf 16 Bände angelegte Quellenedition unter dem Titel »Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945«. Auftraggeber dieser Sammlung sind das Bundesarchiv, das Institut für Zeitgeschichte, der Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Freiburg sowie der Lehrstuhl für die Geschichte Ostmitteleuropas an der Freien Universität Berlin. Die einzelnen Bände setzen dabei jeweils zeitliche und regionale Schwerpunkte und zeigen nicht nur offizielle Schreiben, wie zum Beispiel Gesetzestexte, sondern auch private Dokumente wie Tagebucheinträge, weiterhin zeitgenössische Zeitungsartikel oder Berichte von Beobachtern der politischen Lage. Circa 300 Dokumente finden sich in jedem Band, manche werden hier erstmals veröffentlicht.

Parallel zu dieser schriftlichen Sammlung von Dokumenten gibt es seit 2013 auch die dokumentarische Höredition »Die Quellen sprechen«, die bis 2018 in 16 Staffeln im Bayerischen Rundfunk gesendet werden soll und von der Redaktion für Hörspiel und Medienkunst erarbeitet wurde. Gleichzeitig können die eingesprochenen Dokumente auch online abgerufen werden und sollen somit dauerhaft verfügbar sein, eine breitere Zielgruppe ansprechen und in unterschiedlichen Kontexten zum Einsatz kommen. Bislang sind in dieser Reihe vier Staffeln erschienen: Die erste Staffel umfasst den Zeitraum 1933-1937 im Deutschen Reich und beginnt mit dem Leitartikel der Jüdischen Rundschau vom 31. Januar 1933 zur Ernennung von Adolf Hitler zum Reichskanzler. Staffel 2 schließt zeitlich unmittelbar an die erste Staffel an und thematisiert die Geschehnisse bis August 1939. Die dritte Staffel setzt im September 1939 ein und endet im September 1941. Neben dem Gebiet des damaligen Deutschen Reiches beschäftigt sie sich auch mit den Ereignissen im Protektorat Böhmen und Mähren. Staffel 4 thematisiert im Zeitraum September 1939 bis Juli 1941 die Situation Polens. Am 8. Mai 2015 werden vier weitere Teile veröffentlicht werden, die sich mit der Lage in West- und Nordeuropa von 1940 bis 1945 befassen sowie mit der Sowjetunion und dem Generalgouvernement.

Die verfügbaren Audiodateien werden dabei entweder von Zeitzeugen, darunter beispielsweise Ruth Klüger oder auch dem mittlerweile verstorbenen Marcel Reich-Ranicki, oder von Schauspielern gesprochen. Die Art und Weise, wie die Texte vorgetragen und gelesen werden, unterliegt dabei keiner besonderen Inszenierung. Auf Musik oder Geräusche wird verzichtet, es ist einzig die Stimme des Sprechers oder der Sprecherin zu hören. Auch werden Widersprüche oder offensichtliche Fehler in den Quellen nicht aufgedeckt oder korrigiert. Auf der Homepage jedoch wird jedes Audiodokument ergänzend auf einem Zeitstrahl angeordnet, der Entstehungsort der Quelle kann auf einer Karte eingesehen werden, es finden sich zudem jeweils eine Kurzbiographie zum Verfasser oder zur Verfasserin des Textes, das Skript zum vorgelesenen Text sowie die Verknüpfung zu Dokumenten mit ähnlichen Inhalten. Zusätzlich finden sich die Rubriken »Diskurs« und »Zeitzeugen«. Während in der ersten Rubrik Historiker zu Wort kommen und Dokumente in ihren Kontext einbetten und erklären, sprechen in der zweiten jüdische Zeitzeugen, die an der Edition beteiligt waren und sind, über ihre ganz persönlichen Erfahrungen mit dem NS-Regime.

Das eigentlich Spannende und Neuartige an diesem Projekt ist dabei die Zusammenstellung der Quellen innerhalb einer Staffel. Es wird gar nicht erst der Versuch unternommen, Quellen aufzuführen, die sich ergänzen oder gegenüberstehen. Vielmehr wird durch die Auswahl versucht, ein möglichst umfassendes und facettenreiches Bild der damaligen Zeit zu entwerfen, indem die unterschiedlichsten Stimmen und Sichtweisen von den verschiedensten Personen zu Wort kommen. Beispielhaft sei hier nur auf die erste Staffel zum Deutschen Reich zwischen 1933 und 1937 hingewiesen: Diese beinhaltet nicht nur den Aufruf der NSDAP im Völkischen Beobachter zu einem reichsweiten antijüdischen Boykott am 30. März 1933, sondern auch das Protestschreiben eines Bonner Bürgers an Hermann Göring vom 3. Mai 1933 gegen die Verfolgung der deutschen Juden, die Schilderung eines 16 jährigen Mädchens über den Schulalltag in Breslau 1934 und die Beschwerde einer Mutter über die Beteiligung ihres fünfzehnjährigen Sohns an den nächtlichen Aktionen der Hitlerjugend 1935, durch welche sie ihre Autorität als Mutter untergraben sah.

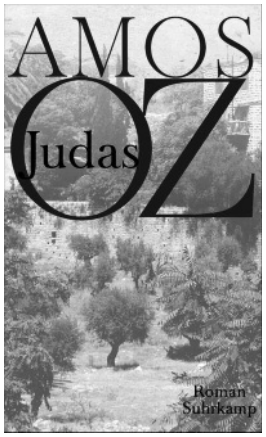
▪ *Christina Schröder*

www.die-quellen-sprechen.de

Buchtipps aus der LiteraturHandlung

Amos Oz: »Judas«, Suhrkamp 2015, € 22,95

In diesem Roman kehrt Amos Oz zurück, in das geteilte Jerusalem der fünfziger Jahre. Die zarte, wilde Liebesgeschichte ist eingebettet in die Landschaft der winterlichen Stadt und in die Ereignisse am Ende der Regierung Ben Gurion. Gemeinsam mit seinem Protagonisten prüft Oz mutig die Entscheidung, einen Judenstaat zu errichten, samt den Kriegen, die sie zur Folge hatten, und stellt die Frage, ob man einen anderen Weg hätte gehen können, den Weg derer, die als Verräter gelten.



Lizzie Doron: »Who the fuck is Kafka«, DTV 2015, € 14,90

Lizzie Doron erzählt von der Schwierigkeit einer jüdisch-arabischen Freundschaft, begleitet von Vorurteilen und Unverständnis. Es gibt Grenzen der Verständigung. Lizzie hat den Holocaust im Gepäck, Nadim die Nakba – die große Katastrophe, wie die Palästinenser die Folgen des 48er-Krieges nennen. So wird der Leser in das komplizierte, zerrissene, schwankende, ängstliche, selbstbewusste Land Israel nicht nur hineingezogen, sondern manchmal regelrecht hineingeworfen.

Josef Joffe: »Mach dich nicht so klein, du bist nicht so gross!«. Der jüdische Humor als Weisheit, Witz und Waffe, Siedler 2015, € 19,99

Der jüdische Witz ist aggressiv und selbstironisch zugleich. Die eigentliche Pointe lautet: Ihr müsst uns gar nicht niedermachen, das machen wir schneller – und damit zeigen wir, dass wir schneller und gewitzter sind als ihr. Kundig und mit viel Esprit erzählt Josef Joffe vom jüdischen Humor: von seiner Tradition, seinen Eigenheiten und seinen Figuren, vor allem aber von seinem Fortleben bis in die Gegenwart. Ein außergewöhnlicher Blick auf die Welt des Judentums.

Andrea Treuenfeld: »Zurück in das Land, das uns töten wollte«, Gütersloher Verlagshaus 2015, € 24,99

Andrea von Treuenfeld lässt in diesem Buch 16 jüdische Frauen, die aus Deutschland flohen und wieder zurückkehrten, ihre persönliche Geschichte erzählen. Wie war es möglich, gerade in dem Land wieder Heimat zu suchen, in dem sie verfolgt wurden und umgebracht werden sollten?

Ausgerechnet in dem Land, in dem sie ihre Familien verloren hatten? Was erlebten diese Frauen auf ihrer Flucht und auf ihrem Weg zurück? Und allem voran: Wie fühlt es sich überhaupt an, nach Auschwitz Jüdin in Deutschland zu sein? Diese erschütternden wie beeindruckenden Berichte von letzten Zeitzeuginnen verdienen es, gehört und bewahrt zu werden.

Tuvia Tenenbom: »Allein unter Juden«. Eine Entdeckungsreise durch Israel, Suhrkamp 2014, € 16,99

2013 hat sich Tuvia Tenenbom auf Entdeckungsreise durch Israel begeben, dreißig Jahre nachdem er seine Heimat in Richtung USA verlassen hat, kehrte er, der Sohn eines Rabbiners, zurück, um sich ein eigenes Bild davon zu machen, wie sich die kulturelle und politische Identität Israels verändert hat. Dafür ist er kreuz und quer durchs Land gereist: vom Gazastreifen bis zu den Golanhöhen, von Eilat bis zu den Hisbollah-Stellungen im Norden. Das Ergebnis dieser nicht immer ganz konfliktfrei verlaufenen Begegnungen ist eine unterhaltsame wie erhellende Erkundung eines Landes der Extreme, wie man sie noch nie gelesen hat.

Myriam Halberstam: »Im Galopp aus Ägypten«, Ariella 2015,€ 14,95

Eine urkomische Neuinterpretation des Pessachfestes mit dem Hebräisch sprechendem Pferd Golda und ihrer Freundin Hannah. Mitten in der Nacht ziehen beide mit Hannahs Familie aus Ägypten aus. Unterwegs sammeln sie einen kleinen Jungen auf, der unverhofft zum Helden wird. Gemeinsam durchqueren sie das Schilfmeer trockenen Fußes in die Freiheit. Nur die Matze schmeckt Golda nicht.

Wolkenbruchs wunderliche Reise…

…in die Arme einer Schickse

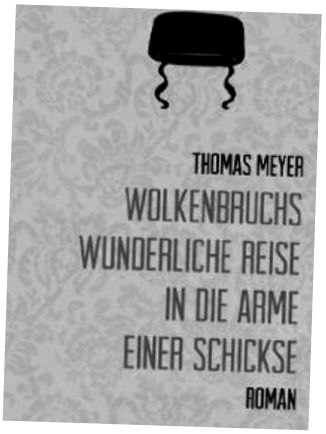
Ein Roman mit einem Lese- wie Kaufreiz auslösenden Titel, dem steht die Eingangssituation kaum nach: Eine Mutter ruft den Sohn »Mottele« im Supermarkt an, von panischer Sorge getrieben, weil er sich seit dreißig Minuten nicht mehr gemeldet hat. Nein, der Junge ist weder extrem minderjährig noch krank, er ist einfach nur der Spross einer jüdischen Mamme, die dem legendären Ruf ihrer Spezies im vollen Umfang gerecht wird.

»Sie würde mir heute noch die Schuhe zumachen, wenn ich sie ließe«, sagt der Autor Thomas Meyer über seine jüdische Mutter (Jüd. Allgemeine, Nr. 9/2015, S. 21 – Zitat der Woche). Er weiß also, worüber er schreibt, wenn auch – in der literarischen Variante – die Mutter von Mordechai Wolkenbruch, kurz Motti oder von der *mame* eben auch »Mottele« genannt, die Abgabe frisch gebügelter *nostichl* präferiert. Und, um das Bild abzurunden, »sie besitzt einen enormen *tuches* und das beste Matzenknödel-Rezept der Welt«, letzteres findet sich, zur Nachahmung empfohlen, im Anhang des Buchs.

Motti wiederum teilt seine Zeit zwischen dem Wirtschaftsstudium und der Arbeit in der väterlichen Versicherungsfirma und führt mit seiner Familie »ein gewöhnliches, frommes jüdisches Dasein«. Während die älteren Brüder sich längst eines gesicherten beruflichen und familiären Status erfreuen, ist Motti, immerhin schon 25-jährig, das Opfer der intensiven »Brautvermittlungsbemühungen« seiner Mutter. Zürichs jüdische Gemeinden hat sie inzwischen abgearbeitet, die weiteren Schweizer Zentren haben auch keinen Erfolg gebracht. Mutter Wolkenbruch, die eine Vorstellung vom Glück, gar vom ehelichen, in die Welt der »gojischen Märchenbücher« verweist, ahnt nicht, dass der Sohn von Laura träumt, der Schickse aus dem Romantitel, deren tuches [d.i. das Hinterteil], dem der Mutter so beruhigend unähnlich, die »Achse seiner jiddischkajt« in nachhaltige Schwankungen versetzt.

Eigentlich hat Motti keine Wahl:

»Vielmehr wandelt der jid sein ganzes lebn auf einem scharf gezogenen Pfad; er wird geboren und beschnitten, besucht den jüdischen Kindergarten, wird bar-mizwe, hält jeden frajtikuwnt ein schabbes-Essen ab und geht in die schul; er feiert roscheschone, jom-kiper, sukes, chanike und pajsech, lässt sich von der mame frojen vorsetzen, sagt irgendwann erschöpft zu einer Ja, führt sie unter die chuppe, macht mit ihr viele kleine jidn, feiert eines fernen, leisen toges seine letzte chanike, wird wenig schpejter von seiner mischpuche zu Grabe getragen und erhält ein jor darauf einen stolzen Stein … Asoj ist der Fahrplan.«



Aber manchmal lässt dieser Fahrplan unvorhergesehene Umwege zu. Ein Auffahrunfall, verursacht von der hektischen Mutter, die sich unbeirrt auch am Steuer den Hochzeitsvorbereitungen hingibt, verhilft Motti zu einer neuen Brille, einem Rasierapparat und der Erkenntnis, er sei nun zum *merder der jiddischkajt* geworden. In Israel, wo, ausgerechnet im säkularen Tel Aviv, Onkel und Tante ein Yogastudio betreiben, kommt die neue Kleidung hinzu, außerdem und überhaupt die erste Erfahrung mit einer *naketen froj*. Er solle keine Angst vor der Zukunft haben, ermuntert eine alte Klientin der Versicherung den völlig verwirrt nach Zürich zurückgekehrten Motti, die Geschichten seien »schon geschrieben«.

»Und da erkannte ich das Geheimnis: Die Geschichten sind tatsächlich schon geschrieben, aber wir können sie verraten und uns mit dazu. Wir können so leben, wie wir glauben, leben zu müssen und nicht anders leben zu können, doch es wird immer ein lebn geben, wie es für uns gemeint ist; es ist jenes, das uns am glücklichsten macht und das uns zu unserer wahren Größe erhebt; was auch immer der prajs dafür sein möge …«

Und so beginnt des unmündigen *jingele* Motti Emanzipation von der dominanten Mutter, zugleich vom orthodoxen Judentum und mit ihr die »wunderliche Reise« zu der bislang »geheimen gojischen Muse«. Auch Laura zeigt durchaus Interesse an dem merkwürdigen jungen Mann, der weder Gin-Tonic noch Hip-Hop kennt, aber in jeder Hinsicht Lernfähigkeit demonstriert, und so entwickelt sich die Begegnung »über die weite, weite Kluft der Kulturen hinweg« über die Maßen erfreulich. Nicht so, versteht sich, für die *mame*, die, als Motti bei und mit Laura die Nacht verbringt, die Polizei ruft und des Sohnes Geständnis entsetzt kommentiert: »Es gebe uns, die jidn, seit finf-tojsent jorn, ja fast seks-tojsent, und wegen solchen lajt wie mir gehe alles kaputt!« Motti zeigt nur kurzzeitig pflichtgemäße Reue, in ihm überwiegt die Freude »über die Orte, an denen der jid landet, wenn er das Steuer herumreißt und den jiddischen Lebensweg verlässt, hinausrumpelnd in die gojische Wildnis, direkt vor di fis fun di nakete schikse«.

»Eben noch war ich ein kleiner jid mit einem Alltag ohne jeden Funken Surprise gewejn … Irgendwann hätte ich einen der mütterlichen Partnervorschläge akzeptiert und für den Rest meines Daseins die jiddischen Feiertage begangen, viele kleine jidn gemacht und eines fernen, leisen toges meine letzte chanike gefeiert …«

Der aufmerksame Leser vermerkt den Konjunktiv Irrealis, real geworden ist das Glück in den Armen einer Schickse. Ein wunderbares Ende gibt es für »Wolkenbruchs wunderliche Reise« allerdings noch nicht. Die Mutter stellt ihm die Koffer vor die Tür, inklusive gebügelter *nostichlech*, Laura scheut vor einer festen Beziehung zurück, ihr eifersüchtiger Ex-Freund verprügelt Motti. Der findet sich alsbald in einem Hotel wieder, mit Blick auf den benachbarten Fluss, der »floss schtil nach irgendwo« … Ende offen. Aber ein gutes müsste es schon sein, am liebsten für alle Beteiligten.

Als Thomas Meyer sein Romandebut formulierte, konnte er sich auf seine Milieustudien in den jüdischen Gemeinden Zürichs verlassen. Am Anfang stand jedoch sein Interesse für typisch jüdische Namen, mit denen er im Roman dann auch verschwenderisch umgeht. Die Großmutter heißt Eisengeist, die Nachbarin Zuckerbrot, die von der *mame* favorisierte potentielle Schwiegertochter Blattgrün, die Klientin Silberzweig, der Optiker Grünstern. Für sich selbst, bekundet der Autor, hätte er, wenn er in der k.u.k. Monarchie zum Ankauf eines Namens gezwungen gewesen wäre, den Namen Wolkenbruch gewählt. Die Mutter, die in dieser Hinsicht keinen Beitrag leisten konnte, half mit jiddischen Wörterbüchern aus. Und so überrascht der Roman mit jiddischen Einsprengseln; sie stützen die Authentizität des Ich-Erzählers und steuern mit witzigen Pointen das Lesevergnügen. Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung (à la Grabbe) ist ohnedies das, was dieser Geschichte voller Situationskomik zusteht, aber auch Mutters Furcht vor Antisemitismus, Vaters historisch fundierten Versicherungswahn und Großvaters Antipathie gegen »Hitler-Kutschen« einschließt.

Mit »Wolkenbruchs wundersamer Reise« wurde Thomas Meyer 2012 für den Schweizer Buchpreis nominiert. Auf der Leipziger Buchmesse 2014 überzeugte er mit erfrischenden Lesungen im Stundentakt Scharen von Zuhörern. Als auch ich für ein Buchexemplar mit Widmung anstand, fragte der Autor erstaunt nach der Bedeutung meines Vornamens. Das kenne ich, zu meinem Leidwesen, seit Jahrzehnten, neu war jedoch die Reaktion: Wow, auch so ein Schicksen-Name, muss ich mir merken fürs nächste Buch … Darauf warte ich jetzt.

▪ *Reinildis Hartmann*

Thomas Meyer, Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse. Roman. 281 S. (inkl. Glossar des Jiddischen). Taschenbuchausgabe: Diogenes 2014, € 10,90.

Dorsten – Chicago – Dorsten

Aus dem JMW

Zwei Gebetbücher von 1833

Ende 2014 kam im Jüdischen Museum ein Paket aus Wisconsin/USA an: Edward Eisendrath – einer der Teilnehmer des schon legendären Eisendrath-Familientreffens 2010 in Dorsten – übersandte uns aus dem Nachlass seines Vaters zwei ganz besondere Bücher: nämlich zwei äußerst seltene jüdische Gebetbücher aus dem frühen 19. Jahrhundert mit einer historisch sehr bedeutsamen »Migrationsgeschichte«. Es handelt sich um Gebetbücher nach aschkenasischem Ritus aus dem Jahre 1833, die laut handschriftlichem Eintrag seinem Urgroßvater David Samson Eisendrath (geb. 1816 in Dorsten – gest. 1878 in Chicago/Ill.) in Dorsten gehört haben, die mit dessen Emigration 1857 in die USA kamen und nun in unsere Sammlung gelangen.

Die Bände stammen aus einer sehr bekannten jüdischen Druckerei in Sulzbach (Bayern). Sie enthalten nicht nur den hebräischen Text des »Machsor« und eine (jüdisch-) deutsche Übersetzung sondern auch mindestens einen, ebenfalls (jüdisch-) deutschen Kommentar. Band 1 ist für die Hohen Feiertage Rosch HaSchanah und Jom Kippur gedacht, Band 2 für die Festtage Sukkot, Pessach und Schawuot.

Wir sind sehr dankbar für diese besondere Schenkung, werden die Geschichte und Bedeutung der Bände noch näher erforschen, sie restaurieren lassen und später ausstellen. Die Familie Eisendrath – zum größten Teil zwischen 1850 und 1870 in die USA ausgewandert – ist seit vielen Jahren Forschungsgegenstand des Museums; daraus entstanden eine Website ***www.eisendrath-stories.net*** im Jahre 2008, eine »family reunion« mit 60 Teilnehmenden aus USA und Belgien 2010 sowie eine Buchveröffentlichung »From Dorsten to Chicago« (Dorsten 2012). Diese charakteristische Familiengeschichte einer Armutswande-

rung und großen Integrationserfolgs in den USA wird künftig eventuell auch in unserer Dauerausstellung »Jüdische Lebenswege« einen Platz finden.

▪ *Nong*

Schlaglichter

LWL-Gäste im Museum

Am 11. Februar traf sich der Kulturausschuss des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe in unserem Museum zu seiner Sitzung und beriet die laufenden kulturpolitischen Themen des Verbands. Die Gäste wurden vom Dorstener Bürgermeister Tobias Stockhoff begrüßt, nahmen aber natürlich auch die gegenwärtige Ausstellung »Heimatkunde. Westfälische Juden und ihre Nachbarn« unter die Lupe: In einer Kurzführung überzeugten sich die Politiker/innen von der Qualität dieses Produkts, das ganz wesentlich von der LWL-Kulturstiftung finanziert worden war.

»Angekommen?!« in Neuss angekommen

Unsere Wanderausstellung »Angekommen?! Lebenswege jüdischer Einwanderer« – seit 2010 im Land unterwegs – war im März in der Neusser Stadtbibliothek zu sehen. Sie wurde Ende Februar mit einem gemeinsamen Vortrag von Svetlana Jebrak und Norbert Reichling eröffnet und war der örtliche Auftakt der »Jüdischen Kulturtage Rheinland« 2015.

NRW-Stiftung unterstützt »Heimat-Touren«

Die Nordrhein-Westfalen-Stiftung spendiert Schulklassen, die von April bis Dezember 2015 einen von ihr geförderten außerschulischen Lernort wie z.B. das Jüdische Museum Westfalen besuchen, die Fahrtkosten (so lange das Budget reicht und nur dreimal pro Schule…). Eine gute Idee, finden wir! Wie das funktioniert? Ab 13. April können Lehrer/innen die unkomplizierte Förderung hier beantragen:

www.nrw-stiftung.de/projekte /heimattouren_nrw

Margot-Spielmann-Preis

Das Jüdische Museum Westfalen schreibt auch in diesem Jahr wieder einen Schülerwettbewerb aus für Erstlingsarbeiten junger Forscher (Jahresarbeiten / Facharbeiten von Schülern etc., aber auch mediale Projekte). Dazu sind die Schülerinnen und Schüler aller Schulformen aus Westfalen und dem Rheinland, aufgerufen, ihre Facharbeiten, Wettbewerbsbeiträge, Projekte u.ä., die einen thematischen Bezug zur deutsch-jüdischen bzw. lokalen jüdischen Geschichte und Gegenwart oder zur Religion haben, sich aber auch mit Themen aus der Zeit des Nationalsozialismus befassen können, beim Jüdischen Museum Westfalen einzureichen. Eine Jury wird die Arbeiten eingehend prüfen und die drei besten Arbeiten zur Prämierung vorschlagen. Es gibt auch die Möglichkeit von Sonderpreisen für Gemeinschaftsarbeiten. Einsendeschluss: 31. Juli 2015. Für Nachfragen und Auskünfte wenden Sie sich bitte an Thomas Ridder 0 23 62 / 95 14 31 bzw. ridder@jmw-dorsten.de.

Gedenktag 27. Januar

Am 27. Januar 2015, zeigte das Jüdische Museum Westfalen den Dokumentarfilm »Der Dachdecker von Birkenau«. In diesem Film sucht Mordechai Ciechanower die Konzentrationslager auf, in die er nach anderthalb Jahren Auschwitz verschleppt wurde: Stutthof, Hailfingen-Tailfingen, Dautmergen und das berüchtigte Lager Bergen-Belsen. Am Ort des DP-Lagers Feldafing schließlich wird eine schöne Erinnerung wach: die überraschende Begegnung mit seinem totgeglaubten Vater wenige Wochen nach der Befreiung. An jeder der Stationen kommt der engagierte Protagonist mit Menschen vor Ort ins Gespräch und beweist, dass Hass dem einst Gehassten fremd ist. Der 89-jährige Zeitzeuge hat sich vorgenommen, seine Erinnerungen weiterzugeben, so lange er atmen kann und löst damit nicht zuletzt ein Versprechen ein, das er jenen gab, die nicht überleben durften.

Medientipps

Unsere monatlichen Medientipps – Hinweise auf gute Sendungen zu jüdischer Tradition, Kultur und Geschichte – gibt es nicht nur im E-Mail-Rundbrief »JMW-aktuell«, den man kostenlos abonnieren kann, sondern auch online: www.jmw-dorsten.de/index.php?action=medientipps

Weihnukka-Markt 2014

Anfang Dezember fand der 7. Weihnukka-Kunstmarkt im Museum mit mehr als 350 Besuchern statt. Zur Eröffnung steuerte die Kindergruppe der Jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen Lieder und Geschichten zum Chanukkafest bei; ein großer Teil der Erlöse aus Kunstverkauf und Café floss wieder der Museumsarbeit zu. Danke an alle Beteiligten und freiwilligen Helferinnen!

Heimatkunde für Münsteraner

Im März besuchte eine 20köpfige Gruppe der Münsteraner jüdischen Gemeinde die Ausstellung »Heimatkunde« und erfreute sich u.a. an den vielen Spuren aus Münster: z.B. Überlebenden wie Marga Spiegel, dem Film der Familie Gumprich, unserer Interviewpartnerin Ruth Frankenthal oder den Souvenirs und Dokumenten russisch-ukrainischer Einwanderer.